Einer ist euer Meister.

Ein historischer Roman

aus

dem sechszehnten Jahrhundert.

Von

Sigmund Sturm.

Erster Theil.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner.

1856.

Vorwort.

Da der frühverstorbene Verfasser keine Vorrede hinterlassen hat, so theilt der Herausgeber aus seinem Briefwechsel folgende Stelle mit, worin er über den Gesichtspunkt, unter welchem er gearbeitet hat, sich ausspricht.

„— — Einen historischen Roman nenne ich nicht einen solchen, wo willkürlich Geschichtliches und Erdichtetes untereinandergemengt ist. Hauptpersonen einer großen, bewegten Zeit können meiner Ansicht nach nicht Hauptpersonen eines Romanes werden; entweder müßte der Dichter sich bescheiden, nur ihre geschichtlich constatirten Thaten zu erzählen; möchte er alsdann die von Klio's Griffel gezeichnete Skizze

derselben mit noch so lebhaften Farben ausmalen, so würde daraus doch nur colorirte Geschichte, nimmermehr eine Epopöe oder ein Roman; oder er müßte dem historischen Helden unhistorische Züge und Thaten andichten, aber das hieße: die Geschichte verderben und die objective Wirklichkeit durch subjective Phantasie verpfuschen.

„Noch weniger aber dürfte auf den Namen eines historischen Romanes eine Erzählung Anspruch machen, welche von der Geschichte nur den Hintergrund und die Staffage geborgt hat. Eine Liebesgeschichte zum Beispiel, welche im siebenjährigen Kriege spielte und von dem Kriege selbst nur äußerlich berührt würde, (etwa insofern Plünderung, Geißelentführung u. dgl. störend in das Glück der Liebenden eingriffe) würde mit ebenso geringem Rechte ein historischer Roman heißen, als z. B. ein Fruchtstück mit der See im Hintergrunde ein Seestück genannt werden könnte. Das Fruchtstück hat mit der See innerlich nichts zu schaffen, und ebenso fremd sind die bewegenden Faktoren und Interessen

des siebenjährigen Krieges den Interessen jener Liebesgeschichte.

„Die geschichtliche Wirklichkeit soll mit der poetischen Erfindung nicht vermengt werden, das frei Erfundene soll aber dem geschichtlich Gegebenen parallel laufen. Eine geschichtlich bewegte, große Zeit soll nicht bloß der Hintergrund, sondern die Basis des historischen Romanes sein. Was dort von den Hauptpersonen der Geschichte gehandelt und gelitten wird, was sie treibt und bewegt, das soll hier in dem kleineren und beschränkteren Kreise der Hauptpersonen des Romans sich spiegeln und spiegelnd concentriren. Der Held des historischen Romans darf ebendarum kein fingirter Name, er muß selbst noch eine geschichtliche Person sein, aber eine solche, welche in der geschichtlichen Wirklichkeit nur eine beiläufige untergeordnete Rolle spielte. Sein Privatleben muß berührt und bewegt sein durch die großen treibenden Kräfte und Kämpfe seiner Zeit; seine Familien-Verhältnisse verknüpfen sich innerlich mit den großen Zeitverhältnissen; er, der Held des

Romanes tritt in wesentliche Berührung mit den Helden der Geschichte, und der Leser lernt durch ihn jene Helden und die Geschichte selbst erkennen, und gewinnt Interesse an ihnen durch dasjenige Interesse, welches sie für den Helden des Romanes haben.

„So wird dann auch die Grenze zwischen Geschichtlichem und Erdichtetem klar und scharf gezogen sein. Die Familien-, Privat- und Seelen-Geschichte der Hauptperson des Romans ist das Feld für die schaffende Dichtung; alles dagegen, was als geschichtliches Ereigniß von objectiver Wichtigkeit erzählt wird, muß sich auch streng an die Geschichte halten.

„Wenn du unter diesem Gesichtspunkte meinen Versuch betrachtest, lieber Freund, so wird er hoffentlich Gnade finden vor deinen Augen. Daß Philipp von Neipperg gelebt hat, und daß er an der einzigen Stelle, wo sein Name in den Urkunden auftritt, die Stellung wirklich eingenommen hat, welche ihm hier zugewiesen wird, ist dir ja bekannt. Wie er zu dieser Stellung gekommen, wie er durch

die öffentlichen Ereignisse dazu gedrängt, durch seine innere Entwickelung dahin geführt wurde, dies psychologisch darzustellen, ist eben des erfindenden Dichters Aufgabe gewesen. Ich habe ihm eine Gemahlin an die Seite stellen müssen, welche in dem Maaße leidend, wie er handelnd, an den Ereignissen Theil nimmt. Auch Johannes Posthius und Jakob Libart sind dir als wirklich geschichtliche Personen bereits bekannt; in der Art, wie ihre Schickungen sich in Neippergs Privatgeschichte verflechten, waltet natürlich wieder die frei schaffende Poesie. Alle übrigen Personen, welche in das öffentliche Leben jener Zeit eingreifen, alle Ereignisse und Vorfälle, welche aus den Kämpfen jener Zeit erzählt werden, sind streng geschichtlich; bis ins einzelnste, auch Rasvalon's Rolle bis zu dem Augenblick, wo er Heidelberg verläßt. Daß ich bei dem Dunkel, welches über seinem ferneren Leben schwebt, seine Geschichte dichtend weiter geführt habe, wird keinen Tadel verdienen.

„Ich will nicht beschreiben, was willkürliche Phantasie mir vorgaukelte, sondern was ein solches

Paar, wie Philipp und Cornelia, in jenen stürmischen Zeiten erfahren mußte. Auch für den Roman kann es kein höheres Gesetz geben, als das der Wahrheit, und wenn unsere Leserwelt jenen interessanten — vielleicht interessantesten — Theil der Reformations-Geschichte hiebei gelegentlich kennen lernt, so ist das auch kein Unglück u. s. w."

Erstes Kapitel.

Eine Rheinreise vor dreihundert Jahren.

An einem sonnigen Aprilvormittag des Jahres 1554 fuhr zwischen Düsseldorf und Cöln ein stattliches Schiff, von vier kräftigen Rossen gezogen, den Rheinstrom hinauf. Es schien ein Marktschiff zu sein; denn es legte an jeder Ortschaft an, um die Landleute aufzunehmen, welche mit ihren Gemüsekörben und Fruchtkarren am Ufer warteten, und offenbar die Absicht hatten, ihre Erzeugnisse auf den morgenden Sonntagsmarkt nach Cölln zu bringen. In der That bestand auch die ganze Schiffsgesellschaft, welche im vordern Theile des Schiffes sich gelagert hatte, mit Ausnahme einiger Männer in schlichter Handwerkerkleidung, aus munteren Landleuten, die in ihrer niederrheinischen Mundart sich lebhaft unterhielten. Um diesem lauten Verkehr möglichst ferne zu sein, und in ungestörter Ruhe sich unterreden zu können, hatten zwei Herren sogleich bei ihrer Einschiffung in Düsseldorf sich in den Hintergrund in die unmittelbare Nähe des Steuermanns zurückgezogen. Der eine von ihnen war ein Mann in den fünfziger Jahren, in schwarzem pelzverbrämtem Rock mit weiten Aermeln; auf dem Kopfe trug er ein flaches schwarzes Barett; er war von

mittlerer Größe; in seinem Auge sprach sich Milde und Frömmigkeit, im Schnitt seines Mundes und in der feingeschwungenen Nase Scharfsinn, in all seinen Zügen und Geberden ein hoher Grad von Bildung aus. Neben ihm stand ein schlanker blonder junger Mann, in ritterlichem Wammse, einen Hut mit einer einzigen herabwallenden schwarzen Feder auf dem Kopfe, an der Seite ein Schwert. Seine Züge verriethen keine hervorstechenden Geistesanlagen, aber das blaue Auge hatte etwas offenes und einnehmendes, und hing mit hingebender Liebe und mit dem sichtlichen Ausdruck der Empfänglichkeit an den Lippen und Blicken des älteren Mannes. Wohlwollen und Gutherzigkeit spielte um den schöngeformten Mund; Feuer und Lebhaftigkeit ohne Leidenschaft drückte sich in jeder seiner Bewegungen aus. Anfangs hatten diese beiden Männer ihre Unterhaltung in lateinischer Sprache geführt; als aber der Steuermann auf einige in hochdeutscher Mundart an ihn gerichtete Fragen die plattdeutsche Antwort gegeben hatte, daß er kein Welsch verstehe, so hatten sie sich überzeugt, daß sie ebenso sicher und gefahrlos für ihre Mittheilungen sich der hochdeutschen Sprache bedienen könnten.

Das Schiff hatte so eben vor Worringen angehalten. Unterbrochen in ihrem bisherigen Gespräch durch das Geräusch der neuaufgenommenen Mannschaft, blickten beide eine Zeitlang schweigend auf die neuergrünten Gebüsche, an denen sie langsam vorüberglitten. „Ein Frühling", hub der Aeltere an, „ein Frühling zieht herauf über dem deutschen Vaterlande, wie seit lange nicht mehr. Die That des tapfern Sachsenherzogs hat der Noth und dem Druck des schrecklichen Interims ein Ende gemacht; die Kirchen evan-

gelischen Bekenntnisses dürfen wieder frei aufathmen, die Gemeinden dürfen den Herrn anbeten im Geiste und in der Wahrheit, unbehelligt von den schriftwidrigen Priestersatzungen und papistischen Gebräuchen, die das Interim ihnen aufgezwungen; jene Bekenner des Evangeliums, welche vor fünfthalb Jahren jenes Interim aus dem Vaterlande verjagt hat, finden jetzt, wo die blutige Königin von England sie aus ihrem Asyl vertrieben, in demselben Vaterland wieder eine Zuflucht, und es müßte mich alles täuschen, mein lieber Junker, wenn nicht in weitem Kreise eine Anzahl deutscher Fürsten, die bis jetzt noch vor einem entscheidenden Schritt zurückgescheut sind, der Reformation offen zufallen werden."

„Das walte Gott!" rief der Junker lebhaft. „Aber ein zweiter Hutten thut uns Noth, der mit Schwert und Lied den Adel deutscher Nation aus dem Schlummer weckt und zu Thaten entflammt."

„Den Adel deutscher Nation — an den hat Luther geschrieben. Hutten mit seinem Ungestüm hat ihn, soviel an ihm war, ruinirt."

„Ich weiß," entgegnete der Junker leicht erröthend. Aber das bleibt doch wahr, daß es des Adels Beruf ist, vorwärts zu drängen unsre schläfrigen, bedenklichen Fürsten." —

„Sie zu stützen, ihnen treu zur Seite zu stehen — ja. Sie vorwärts zu drängen — nein. Was dauern soll, muß reifen, und nur aus stiller Selbstüberwindung und Unterordnung unter die von Gott gesetzten Gewalten kann wahres Heil erblühen. Thue ein jeder, was seines Amtes und Berufes ist. Der Adel kann viel nützen, viel Unheil verhüten, wenn er in Zeiten des Druckes auf seinen Schlössern,

seinen Gütern, bedrängten Predigern eine Zuflucht öffnet, wenn er den zersprengten Häuflein evangelischer Bekenner für den Gottesdienst, den sie in heimlicher Stille halten wollen, ein sicheres Obdach gewährt, wenn er — warum nicht auch dies? — einem harten Fürsten mit muthiger aber ehrerbietiger Fürsprache zu Gunsten der im Gewissen bedrängten Unterthanen entgegentritt, oder endlich bei rechtem, gottgegebenem Anlaß einem Fürsten, der aus Fleischesschwachheit und Furcht und falschen irdischen Klugheitsrücksichten die Wahrheit zu bekennen sich scheut, seine Pflichten gegen Gott und gegen sein Volk an's Herz legt. Immer aber wird es das Schwert des Geistes, das Schwert des Wortes Gottes sein, womit er zu kämpfen hat; nimmer das Schwert der Gewalt, auch nicht das des eigenmächtigen menschlichen Wortes. Er soll nicht regieren wollen, dem Fürsten nicht befehlen, nicht drohen wollen, und — lieber Neipperg, dazu habt ihr in eurer Pfalz auch wahrlich gar keinen Anlaß."

„Was ihr mir gesagt, wird tief in mein Herz geschrieben sein," entgegnete der junge Ritter. „Mein Schloß soll eine Zuflucht der Bedrängten werden; vor allem will ich an die Stelle des alten Kaplans, der meinem Vater bald nachgestorben ist, einen Mann zu bringen suchen, der von dem alten Aberglauben und der Gleißnerei frei ist, und meinen Unterthanen die reine Lehre Christi aus den Quellen predigt. Ja, das will ich als meinen wahren und nächsten Beruf erkennen und treulich üben, vor allem im eignen Hause, in der eignen Herrschaft zu thun, was gethan werden muß. Und wahrlich, mein theurer Rector, das kam mir nimmer zu Sinn, daß ich, ich, der jüngste im ganzen

churpfälzischen Adel, berufen sein sollte, ein zweiter Hutten zu sein oder unsern alten Herrn schieben und drängen zu wollen. — Aber — wahr ist's doch, daß in unsrer guten Churpfalz der Schneckengang an der Tagesordnung ist?"

„Nicht mehr als anderwärts," erwiederte Rector Monheim, „der Churfürst hat bereits vor sieben Jahren die Reformation eingeführt, und wenn bald nachher das Interim ihren Fortgang unterbrochen, ihr Gedeihen gehemmt hat, so ist dies nicht seine Schuld, sondern ein Unglück, das er mit vielen Fürsten, das sein Land mit vielen Ländern gemein hatte."

„Er hat die Reformation Anno 46 allerdings endlich eingeführt. Aber er hätte auch dies nicht gethan, wenn das Volk ihn nicht gedrängt und geschoben hätte. Eines Sonntags fing die Gemeinde in unsrer heil. Geistkirche auf eigne Faust an, den welschen Singsang abzuschaffen und ein deutsches Lied zu singen."

„Ein evangelisches Lied: Es ist das Heil uns kommen her von Gnad' und lauter Güte. Ich weiß das, lieber Junker. Aber ihr seid denn doch sehr im Irrthum, wenn ihr meint, dieser Vorfall habe erst begegnen müssen, um den alten Churfürsten zur Einführung der Reformation zu drängen. Ich weiß vielmehr aus Briefen eures großen Namensvetters aufs allersicherste, daß Churfürst Friedrich damals längst an Meister Philippus geschrieben, und Meister Philippus ihm bereits einen Reformationsentwurf ausgearbeitet hatte."

„Meister Philippus! Hätte sich nur nicht auch der beim Interim so schwach bewiesen."

„Scheltet mir den praeceptor Germaniae nicht; ihr

werdet ihn noch hochachten lernen. Weise Nachgiebigkeit ist noch kein Verrath, und es ist viel, viel leichter, über Nachgiebigkeit in Nebendingen zu schmähen, als zur Verhütung größeren Unglücks — den eignen Ruf preißzugeben."

„Aber zurück zur Churpfalz!" rief lebhaft Philipp von Neipperg. Wie schmachvoll hat sich der Churfürst dem Kaiser genähert und die Sache des schmalkaldischen Bundes verlassen, sobald er merkte, daß der Krieg unglücklich ablaufen werde."

„Und was würde damals Trotz ihm genützt haben?" erwiederte Monheim. „Der Kaiser war entschlossen, die ganze pfälzische Chur an Bayern zu übertragen. Dem beugte Friedrich durch sein Nachgeben noch glücklich vor. Sprecht, würde die Reformation sich besser befinden unter den bayrischen Herzögen? Unter Friedrich hat sie wenigstens eine Zukunft."

„Die aber lang auf sich warten läßt!" fiel Neipperg ein. „Mit dem Interim ist's aus, und noch geht zu Heidelberg der alte Schlendrian fort, und der alte Professor Keuler docirt nach wie vor seine Lehre vom Priesterstand und vom Meßopfer. Diese Schläfrigkeit unsrer Fürsten ist mir so schrecklich. Warum keine entscheidenden Schritte? Warum den alten Sauerteig nicht gründlich ausfegen? Wie sieht's in unsrer Geistlichkeit aus? Im Jahre 46 hat man das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und in deutscher Sprache eingeführt; das ist aber auch alles; noch stehen die Bilder in den Kirchen, noch —, nein, es ist ein schläfrig, schlotterig Wesen!"

„Rechnet ihr auch den Pfalzgrafen von Neuburg zu

den Schläfrigen? Diesen kühnen ritterlichen Otto Heinrich, der schon im Jahre 44 offen der Augsburgischen Confession und dem schmalkaldischen Bunde beitrat, und dafür von Land und Erbe verjagt ist, und seit sechs Jahren zu Heidelberg als ein Flüchtling lebt?"

„Otto Heinrich! Der ist unsre Hoffnung!"

„Nun, so wartet's in Geduld ab, bis der alte, 71jährige Churfürst in Frieden zu seinen Vätern heimgeht. Otto Heinrich ist ja der nächste berechtigte Erbe der Churwürde. Unsere und eure Hoffnung ist übrigens nicht Otto Heinrich, sondern Gott allein. Verlasset euch nicht auf Fürsten."

Ein Geräusch unterbrach hier die Redenden. Das Schiff legte eben in der Nähe eines größeren Dorfes an. Das Dorf lag eine Viertelstunde vom Ufer entfernt. An der Landungsstelle stand ein Haufe Bauern und Bäuerinnen; hinter einem Busch am Saum eines Wäldchens hielten sich einige Mönche verborgen. Unter die Bauersleute, welche in's Schiff stiegen, hatte sich ein bürgerlich gekleideter Mann gemischt, und rief auf wallonisch in das Schiff: „Ist Bruder Simson nicht hier?" Einer jener handwerksmäßig gekleideten Männer im Vorderraume des Schiffes stand auf, der Fragende erkannte ihn sogleich, und rief ihm, wiederum auf wallonisch, zu: „Steigt hier aus; in Cölln ist es nicht sicher." Bruder Simson nebst seinen Begleitern verließ sofort mit jenem das Schiff.

Kaum aber waren sie einige Schritte gegangen, so pfiff einer der Mönche, und aus dem Gebüsche stürzten nun drei bis vier handfeste Männer, und umringten nebst den Mönchen die Wanderer. „Ha, ein guter Fang!" rief einer der Mönche, „sind das die ketzerischen Prädicanten, die in Kel=

lern und Winkeln calvinische Messe lesen. Fort mit uns, im Ketzerthurm wird man euch lehren Messe lesen!"

Rector Monheim und Philipp von Neipperg hatten den ganzen Vorgang von Anfang an beachtet, und begriffen sogleich, daß der Bruder Simson ein wallonischer Prediger aus der in Wesel aufgenommenen Flüchtlingsgemeinde sein müsse, der nach Cölln gehen wollte, um der dortigen heimlichen Wallonengemeinde Gottesdienst zu halten. Neipperg brannten die Sohlen unter den Füßen; aber das Schiff war bereits vom Lande gestoßen; wer weiß indeß, ob er nicht in's Wasser gesprungen und an's Ufer geschwommen wäre, um die Bedrängten, die auf ihren Knieen lagen und zu Gott um Hülfe schrieen, mit seinem Schwerte zu befreien — wäre nicht in diesem Augenblick von ganz anderer Seite her eine unerwartete Rettung gekommen.

Ein hoher breitschultriger kräftiger Mann von etwa 38 Jahren, mit schwarzem Lockenhaar und blitzenden Augen, die Brust gepanzert, sprengte mit flatterndem Helmbusch auf feurigem Rappen aus einem Seitenweg des Gebüsches hervor, zwei Reisige hinter ihm. Bei seinem Anblick stoben die Mönche und ihre Gesellen auseinander. Die Reisige sprangen von den Rossen, griffen einen der Mönche, banden ihn und schleppten ihn mit sich. „Der bürgt mit seinem Leben für die Sicherheit dieser guten Leute," rief der Gepanzerte. In dem gleichen Augenblick wurde beim Weiterfahren des Schiffes die Scene durch ein Gebüsch den Augen der beiden Reisenden entzogen.

Wer war das?" fragte Neipperg verwundert den Düsseldorfer Rector.

„Hermann Graf von Nüenar", erwiederte Monheim.

„Dieser Mann wird noch eine kräftige Stütze der Reformation in unsern Landen werden. Er ist ein Charakter, wie ich keinen zweiten kenne. Sein Vater schon war der Reformation im ganzen gewogen, und eine Stütze des frommen vorigen Erzbischofs.

„Er war ihr gewogen? Lebt er denn nicht heute noch?"

„Vor zwei Monaten ist er gestorben, und dieser Hermann ist jetzt regierender Graf von Meurs und Bedburg. Und wie er seine Regierung angetreten, darüber hat mir ein Freund, den ich in Meurs habe, folgendes erzählt. Graf Hermann war bis dahin ein wilder Kriegsgeselle; er liebte leidenschaftlich das Würfelspiel und den Humpen; überdies hatte er eine Bauliebhaberei bis ins Tolle, und so verbaute und verspielte er mehr Geld, als ihm sein Vater schicken konnte, und trank mehr, als ein Mensch auf die Länge vertragen kann. Hätte er dies Leben so fortgesetzt, so würden wir bald erlebt haben, daß die Grafschaft mitsammt dem Grafen unterging. Als ihm aber der Tod seines Vaters gemeldet wurde — mein Freund war der Ueberbringer der Nachricht — da rief er laut: non plus! und warf die Würfel hinter sich, und dann rief er noch einmal: non plus! und warf das Trinkhorn hinter sich, und dann ließ er die Worte: non plus! über der Pforte seines neuerbauten Schlosses in Stein hauen, und hat seitdem nicht mehr gewürfelt und nicht mehr getrunken und nicht mehr gebaut, und ich stehe auch dafür, daß es bei diesem Entschlusse bleibt."

„O, wer so einen Nüenarswillen hätte!" seufzte Philipp.

Der Rector aber hatte sich in seinem Vertrauen auf Nüenars Festigkeit nicht getäuscht. Graf Hermann ist seinen

christlichen Entschlüssen treu, und ein mächtiger Beförderer der Reformation geblieben; er hat dieselbe in seinen eigenen Landen förmlich eingeführt, in den Nachbarlanden wie und wo er konnte geschützt, und darin seinem Vetter, Schwager und Erben, dem Grafen Adolf von Nüenar ein leuchtendes Beispiel hinterlassen, das dieser nicht unbefolgt ließ. Dem Einfluße dieses Grafen Adolf war die Wahl des Gebhard von Truchseß zum Erzbischoff von Cölln, und mehr noch die von Gebhard (1583) gewagte Einführung der Reformation im Erzstifte zu danken, und nicht seine Schuld war es, wenn die lutherischen Fürsten den Calvinisten Gebhard im Stiche, die evangelische Kirche des Erzstiftes untergehen und die einzige nie so wiederkehrende Gelegenheit zur Aufhebung des kirchlichen Vorbehalts und zur Erlangung einer vierten protestantischen Chur ungenützt vorbeistreichen ließen.

Als Monheim und Neipperg mit einander den Rhein hinauf fuhren, und bei einer Beugung des Stromes nun plötzlich die mächtige alte Römerstadt mit ihrem Dom und ihrem Wald von Kuppeln und Thürmen im Sonnenglanze vor ihnen lag, da konnte freilich keiner von beiden dasjenige ahnen, was dreißig Jahre später sich dort ereignen sollte. Damals waren ihre Gemüther noch lebhaft genug mit dem beschäftigt, was sechs Jahre zuvor geschehen war. „Armes Cölln!" sprach Philipp, „in dir sieht es nicht frühlingsmäßig aus; deinen Lenz hat ein Hagelschlag vernichtet!"

„Ob für immer?" sagte Monheim, „das weiß nur Gott allein. Und wenn für immer, so ist der kurze Frühling doch nicht ohne bleibende Frucht geblieben. Denn die Reformation, die der fromme Graf Hermann von Wied in

seinem Erzstift einführte, hat für unsere jülich=clevischen Lande zum Beispiel gedient, und wenn unser Herzog auch seit dem graunvollen Interim scheu und zaghaft geworden, und das begonnene Werk seither zurückgedrängt ist, so ist es doch nicht gelähmt; der Baum ist beschnitten, aber die Wurzel treibt, und treibt nur desto kräftiger. Auf seine innerliche Seite zurückgedrängt, wird das evangelische Leben desto mehr sich verinnerlichen und vertiefen. In Cölln ist es nicht anders. Die flandrischen und wallonischen Flüchtlingsgemeinden sind dort als ein stiller heimlicher Kern und Lichtpunkt; durch ihre Treue in Anfechtung, durch ihr still=verborgenes Wirken und vor allem durch das Beispiel ihres lauteren, wahrhaft geheiligten Wandels werden zwar nicht Massen entzündet, wohl aber Seelen gewonnen und bekehrt, und ich weiß viele, viele solche Seelen, auch aus vornehmen eingesessenen Geschlechtern, die bereits für die Erkenntniß des Evangeliums gewonnen sind. Ja schon fängt neben jenen beiden Fremdlingsgemeinden eine hochdeutsche Gemeinde unter dem Kreuz sich zu sammeln an, und obwohl dies nicht der Zweck meiner Reise war, so will ich doch die Gelegenheit benützen, ihre hauptsächlichsten Glieder aufzusuchen und mit einfachem Zuspruch aus Gottes Wort zu erfrischen und zu befestigen."

„Aber sagt mir", rief nach einer kleinen Pause der Junker mit Lebhaftigkeit, „wie soll ich das verstehen, daß die evangelische Kirche sich von innen bauen kann? Was soll das heißen: es werden Seelen für's Evangelium gewonnen? Ich meinte doch stets, die Seelen würden dadurch der protestantischen Kirche zugeführt, daß man im Lande die Augsburgische Confession öffentlich einführt, die Ehelosigkeit

der Priester, den Horengesang, die Messe sammt den andern Ceremonien abschafft, die Priester nöthigt, nach der Augsburgischen Confession zu lehren, und diejenigen, die sich nicht fügen wollen, fortjagt."

„So ist allerdings die Reformation in vielen deutschen Ländern, eingeführt worden, von oben herab, und auch in den evangelischen Kantonen der Schweiz ist sie, wenn auch mehr aus dem Willen des Volks heraus, durch obrigkeitlichen Beschluß als Landesreligion eingeführt worden. Ich will durchaus nicht in Abrede stellen, daß dies Verfahren seinen großen Segen hat; es sind durch diese rasche Reformation ganzer Länder und Staaten feste Mittelpunkte und Burgen des Protestantismus gebildet worden, ein Knochengerüste, ohne welches er den äußeren Feinden gegenüber nicht würde bestehen können. Aber auch gegen die Nachtheile dieses Reformationsverfahrens wollen wir unsere Augen nicht verschließen. Die ganzen großen Massen sind, ohne es zu wissen und zu wollen, in die evangelische Kirche versetzt worden; hunderte und tausende von Seelen heißen jetzt Protestanten und sind Glieder protestantischer Gemeinden, ohne innerlich bekehrt zu sein; viele sind noch völlig unwissend in den Dingen, die zum Heile dienen; da sie ihre unchristlichen Gewohnheiten, ihre Sünden und Laster mit herübergebracht haben, so ist eine ernste Kirchenzucht ebenso unmöglich als sie nothwendig wäre. Das einzige, was man hoffen kann, ist dies, daß bei ernster Treue und Ausdauer von Seiten der Obrigkeiten, Prediger und Lehrer wenigstens eine zweite oder dritte Generation sich werde in der Erkenntniß und Furcht des Herrn heranziehen lassen."

„An diese Fragen habe ich noch niemals gedacht“, sprach Philipp. „Ich meinte stets, es sei genug, wenn in der christlichen Kirche diejenigen Einrichtungen, die dem Worte Gottes nicht gemäß sind, abgeschafft würden.“

„Mein lieber Junker, ich dachte bis vor nicht gar langer Zeit ebenso. Ich will es ehrlich gestehen, der Anblick der Flüchtlingsgemeinde in Wesel hat mich eines bessern belehrt. Das ist eine Gemeinde, wie eine Gemeinde von Christen sein soll; eine Gemeinde, wie sie im Zeitalter der Apostel mögen gewesen sein. Da steht jeder seinen Mann; jeder einzelne hängt mit dem innigsten und eigensten Herzensglauben an seinem Heilande; jeder weiß von seinem Glauben die gründlichste Rechenschaft zu geben; sie haben alle für ihren Glauben schon Drangsal, Fährlichkeit, Hunger, Frost und Blöße erlitten, und ihrer ein jeder würde jeden Augenblick lieber Gut, Ehr, Kind und Weib und das eigne Leben dahingeben, als den Glauben an den Heiland, der uns ohne Verdienst unsrer Werke, aus Gnaden gerecht macht, verleugnen.“

Dem Junker ging hier eine neue Welt von Gedanken auf; Herzensbekehrung war ihm noch ein völlig fremder Begriff; ihm war, als hörte er Mährlein; eine bange Ahnung drängte sich ihm auf, als ob er noch gar kein Recht habe, der protestantischen Kirche, für deren Sache er so feurig glühte, so entschieden Partei nahm, sich selber zuzuzählen; mit dem schwermüthig fragenden, zagenden Blick eines Menschen, dem das, was er für sein gehalten, in den Händen schwindet, dem der Boden unter den Füßen wankt, sah er seinen Lehrer an.

Monheim begriff ihn vollkommen. „Mein lieber Junker“

hub er wieder an, „ihr habt nun seit bald einem Jahre in meiner Schule viel von Latein und Griechisch, von Plutarch und Cicero, von Rhetorik und allen schönen Künsten gehört und gelernt. Aber eins hätte ich euch gerne noch gelehrt, was ich vor einem Jahre selber noch nicht wußte; es ist mir ein Licht aufgegangen über das eigentliche Wesen der Reformation, das möcht' ich gerne zum Abschied auch in eurer Seele aufgehen lassen. Darum hab' ich euch letzten Mittwoch gebeten mein Gast zu sein, wo aber der Diaconus Meier dazwischen kam, und wir nichts derartiges hätten reden können, ohne jeden Augenblick von ihm und seinen Spässen unterbrochen zu werden. Und so hab' ich heute die Reise nach Cölln einzig in der Absicht gemacht, um mit euch, Junker, noch einmal zusammen zu sein und ein vertraut Wort reden zu können."

Der Junker drückte ihm die Hand, und schaute ihm mit der innigen, hingebenden Liebe des begeisterten dankbaren Schülers in das Auge.

„Redet, mein theurer Lehrer und Meister —" rief er. „Nicht Meister", unterbrach ihn Monheim, „Einer ist euer Meister!" Ich habe den Titel nie leiden können. Schwört nie auf Menschen, sie alle können irren und haben geirrt."

„Nun denn, theurer Lehrer und Rector. Denn als ein rechter Rector und Lenker sollt ihr dem Schifflein meines Denkens und Wollens die Richtung geben. Gebt mir die Richtung, gebt mir Licht; jedes eurer Worte soll wie ein köstlich Saatkorn in einem feinen und guten Boden aufbewahret bleiben, daß es keime und Frucht bringe!"

„Nun denn, so hört, was ich euch sagen will. Es

betrifft vor allem mich selbst. Es gab eine Zeit, und sie ist noch nicht so lange vorüber, da schwur ich nicht höher, als auf Erasmus. Seine Schriften hatte ich verschlungen; ich konnte sie auswendig. Sein Reformationsideal war mein Ideal — ich glaube, es ist heute noch das eure."

„Wie sollt' ich leugnen", versetzte Philipp, daß ich für Erasmus begeistert bin, für den Erasmus, der kühn den Mönchen an die Bäuche griff; nicht für den, der in geistiger Altersschwäche um einiger päbstlicher Schmeicheleien und bequemen Lebens und fetter Schüsseln und würziger Weine willen feige den Rücken gekrümmt hat vor der Hierarchie, die der Gegenstand seines Spottes gewesen, und mit dem eignen Nastuch den Speichel sauber weggewischt, mit dem er selbst ihre Sohlen beworfen hatte."

„Geistige Altersschwäche! ganz richtig", versetzte Monheim. „Denn was vom Fleisch ist, das altert, und der Geist des Erasmus war vom Fleische."

„Der Geist vom Fleische? wie soll ich das verstehen?"

„Was nicht aus Gottes Geist geboren ist, das ist Fleisch. Des großen Rotterdamers Reformationsideal war nicht aus Gottes Geist geboren. Laßt euch mit kurzen Worten sagen, warum. Es giebt zweierlei Reformation. Die eine hat nur ein Auge für fremde Sünden, die andere für die eignen."

„Erklärt mir das, noch verstehe ich euch nicht."

„Ein gewisses moralisches Gefühl, ein geläuterter Geschmack, ein scharfsinniger Verstand und einiger natürlicher Jugendmuth sind hinreichend, um das Kirchenwesen, wie es unter der Oberherrschaft des römischen Stuhles sich entwickelt hat, als ein verkehrtes und verderbliches zu erkennen.

Mönche, die für heiliger gelten als andere Leute, während sie es diesen in Völlerei und Lastern zuvorthun; Gottesdienste, bei welchen die Zuschauer durch äußerliche Ceremonien unterhalten und durch Sinnenreiz, Pracht und Pomp belustigt werden, ohne daß das Herz erquickt, das Gemüth veredelt, die Erkenntniß gefördert, der Wille zum guten entflammt würde; eine Uebung des Ablasses und der Sündenvergebung, welche nur darauf berechnet ist, die Gewissen in Schlaf zu singen und das Sündigen zu erleichtern; ein Pabst, welcher den Statthalter Gottes auf Erden und den heiligen Vater sich nennt, während er das Heilige zum Gelderwerb mißbraucht, und auf Welthändel, Kriege und Mehrung seiner irdischen Macht sein einzig Augenmerk gerichtet hat; Bilder, von denen man versichert, daß das Volk in ihnen und hinter ihnen die himmlischen Heiligen suchen und verehren solle, die das arme Volk aber für die Heiligen selber hält und nicht anders verehrt, als ob es leibhaftige wunderthätige Gottheiten wären — dies und manches andere waren die Schäden, die Unwahrheiten, die Lügen, wogegen Erasmus die scharfe Lauge seines beißenden Witzes gerichtet hat. Wegräumen wollte er; niederwerfen die Unwahrheit und Gleißnerei. Draußen in der Welt, in der Kirche sollte es anders werden. Wie sah' es aber drinnen im eigenen Herzen aus? Ich darf, ich will nicht richten über eines fremden Menschen Seele; aber daß Erasmus im eignen Herzen die Welt lieb gehabt hat, daß Wohlleben und Eitelkeit die Götzen waren, denen er diente, das ist eine notorische Thatsache. Was würde er an die Stelle des umgestürzten alten gesetzt haben? „Reinere Moral", hat er gesagt. Aber seine eigene Moral war doch

nur eine feinere Manier zu sündigen. An den unfläthigen Bacchanalien der damaligen Mönche hatte er kein Gefallen, und an der plumpen Menschenvergötterung ebensowenig. Aber würde er je fähig gewesen sein, ein Märtyrer zu werden, Noth, Hunger, Elend und Schmach zu ertragen für die evangelische Wahrheit? Hat er doch selbst ausgesprochen: er wolle eine solche Reformation, bei der auch die Prälaten mitgehen könnten. Ein nobles Weingelage, mit attischem Salze gewürzt, feine Lobreden im classischen Latein gespendet, das waren Genüsse, denen er nicht entsagen konnte. Er setzte an die Stelle des rohen Genusses den feinen Genuß; Bildung hieß der Hebel, womit er die Welt emporheben wollte, und der ihm unter den Händen zerbrach, weil die große Masse der feinen humanistischen Bildung nicht fähig ist. Es sollten Mißbräuche abgeschafft, es sollte von außen geflickt werden; so hat unser voriger Herzog Johann im Jahre 1532 von außen flicken wollen, aber er mußte sich bald überzeugen, daß sich auf diesem äußerlichen Wege nichts ausrichten läßt."

„Soll ich euch nun das andre bessere Reformationsverfahren beschreiben. Da richtet sich der Blick nach innen; der Mensch erkennt sein eigen Sündenelend, seine Schuld vor Gott, seine Noth, seine Hülflosigkeit. Er erkennt, daß er vor Gottes Richterstuhl nicht bestehen kann, daß vor Gottes Flammenauge auch seine besten Werke nicht rein und lauter sind, denkt an die vielen bösen Werke, die er gethan, an die schreckliche Macht der bösen Begierde, die ihn verfolgt wie sein eigner Schatten, die ihn begleitet, und ob er über Meere und Oceane und bis auf die fernsten Gestirne entflöhe. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen?

schreit er mit dem Apostel Paulus. Und dann vernimmt er das Evangelium: Jesus Christus, Gottes Sohn, hat all das vollkommen gethan, was du hättest thun sollen, hat all das unschuldig gelitten, was du zu leiden verdient hattest, und das alles hat er aus Liebe zu dir und für dich geleistet und gelitten; er tritt für dich vor den Richterstuhl des Vaters hin. Das hörst du, und nun ergreift namenlose Seligkeit dein Herz; an deinen Heiland klammerst du dich an, wie ein Schiffbrüchiger sich an den Felsen klammert; auf ihn allein steht dein Vertrauen; du glaubst an ihn; du bist sein, hast an ihn all deine Ansprüche auf Verdienst abgegeben; er ist dein mit seiner Gerechtigkeit. Mit ihm trittst du vor den Richterstuhl Gottes; auf ihn, auf ihn allein berufst du dich, auf seine vollkommene, nicht auf deine unvollkommne Gerechtigkeit. Du weißt, daß Gott dir um seinetwillen aus Gnaden alle deine Schuld vergiebt, und nun nicht mehr dein Richter, sondern dein Vater ist. Und du bist sein Kind, und dein Herz wallt über von dankbarer Liebe gegen deinen Erlöser, und in dieser Liebe wird es dir leicht, seine Gebote zu halten, und Gutes zu thun; du thust es aus Lust und Dankbarkeit, nicht aus Lohnsucht, nicht, um dir etwas damit zu verdienen."

„Seht, Junker, das ist die andere Reformation, die Reformation des eignen Herzens. So hat Dr. Luther zuerst seine eigne Noth erkannt, als er in der Mönchszelle sich vergeblich mit Kasteiungen und Peinigungen um den Frieden der Seele mühete; so hat er das Evangelium erkannt, als ihm ein alt Mönchlein in seiner höchsten Noth zurief: Aus Gnaden! und hat den Heiland im Glauben ergriffen. So hat Zwingli gerühmt, daß er von seinem

geliebten Lehrer Thomas Wyttenbach zuerst erlernt habe, daß der Tod Christi sei die einige Bezahlung für all unsere Sünde, und hat sich dann alle Briefe St. Pauli mit eigener Hand abgeschrieben und sie auswendig gelernt, und in einer seiner frühesten Predigten ruft er aus: „ „Sieh, das ist ein „ „gnädiger Handel Gottes, eine freundliche fröhliche Bot„ „schaft, eine gewisse Sicherung der trostlosen Seele, daß „ „sie funden hat Den, durch den sie Gott versöhnet „ „würde!“ “

„Wo diese Reformation des Herzens vor sich gegangen ist“, fuhr Monheim fort, „da wächst die Reformation der Kirche von innen heraus. Eine Seele, die Christum im Glauben umklammert hat und ihn besitzt als ihren unverlierbaren und unentreißbaren Freund, wird damit von selber innerlich frei von aller Knechtschaft der Menschensatzungen. Sie weiß, daß kein Priester ihr die Absolution zu verweigern vermag, die Gott selbst ihr ertheilt hat, daß kein Priester das Opfer, das Christus einmal für alle Sünden aller Welt dargebracht, in unblutiger Wiederholung dem Vater für sie darzustellen braucht, nachdem der Herr selbst sich mitsammt seiner Gerechtigkeit und seinem Opfer ihr zu eigen geschenkt hat. Sie weiß, daß sie Christum selber hat, und keine Priesterschaft im Stande ist, sich zwischen sie und ihren Heiland als Scheidewand in die Mitte zu drängen; sie weiß auch, daß es die Aufgabe der christlichen Kirche und ihrer Diener ist, die Seelen durch die Gnadenmittel des Wortes und der Sacramente Christo in den Schooß zu führen, auf daß jegliche Seele im allereigensten Glauben ihn umklammere. Und so wird sie diejenigen Gebräuche, welche dieser Schriftlehre vom Heile zuwiderlaufen, nicht fürder mit-

machen; sie wird Gottes Wort lesen, und wo sie kann und wem sie kann die frohe Botschaft des Heiles mittheilen und predigen; es werden sich immer mehrere sammeln, die den Herrn erkannt haben; anfangs werden es kleine verfolgte Häuflein sein, die da Gut und Blut an ihren Glauben wagen müssen; aber in der Bluttaufe wird der Glaube geläutert werden und die Zahl der Bekenner wachsen, und am Ende wird ein Tag kommen, wo, was aus dem Lichte geboren ist, das Licht nicht mehr zu scheuen braucht. — Das nenne ich Reformation von innen."

„O daß ich noch Stunden und Tage lang mit euch reden könnte!" rief der Junker. „Mein Herz ist mir so voll, ich habe noch so viel zu fragen, und da sind wir nun schon an Cölln, und die Stunde der Trennung ist gekommen."

„Laßt euch das nicht leid sein," erwiederte der Rector, „ich habe euch mehr gesagt, als ihr in fünf Tagen verdauen könnt; bewegt es nur in einem stillen, feinen Herzen. Das Reden macht's nicht, sondern das Sinnen und Beten. Kommt ihr in eure Heimath, so werdet ihr dort an des Pfalzgrafen Hofe einen Mann finden, der euch weiter in die Wahrheit leiten wird, den Hofprediger Otto Heinrichs, Diller, einen der gefördertsten, geläutertsten Christen unsrer Tage, einen wahrhaft apostolischen Mann. Sucht ihn auf, und bringt ihm einen Gruß. Uebrigens lasse ich euch nicht allein reisen; ich begleite euch bis Heidelberg".

Der Junker sah ihn staunend mit offnem Munde an.

„In Gestalt dieses Büchleins", fuhr Monheim freundlich lächelnd fort. „Es ist ein Katechismus, den ich habe drucken lassen; nicht für Kinder, sondern für Gebildete, und darum in lateinischer Sprache. Er ist bestimmt, die Refor=

mation von innen zu fördern; ich habe deßhab die evangelische Heilslehre darin ausführlich dargestellt, des Kampfes gegen fremde Irrlehren und Mißbräuche mich aber enthalten. Vor der Sonne weicht die Finsterniß schon von selbst, ohne daß man sie mit Prügeln zu jagen braucht — vorausgesetzt, daß die Sonne bis in's Herz gedrungen und das Innere hell gemacht hat. Da habt ihr noch ein Exemplar für Herrn Diller. Ich habe das Büchlein noch nicht in den Buchhandel gegeben; ich will es fürerst in der Stille verbreiten. Späterhin soll es in die Oeffentlichkeit, aber ich fürchte, daß es dann alsbald auch von den Herren Theologen da drinnen verdammt werden wird," (eine Besorgniß die sich in der That als wohlbegründet erwiesen hat). „Und nun lebt wohl, der Herr geleite euch."

„Wollt ihr wirklich nach Cölln?" fiel Neipperg ein; ihr habt gesehen, welche Gefahren den Protestanten hier drohen."

„Seid ruhig", sprach Monheim, „dem Rector des Herzog Wilhelm thut niemand ein Leid. Ueberdies bin ich den Herren da drinnen bis jetzt nur als Philologe und Erasmianer bekannt."

Das Schiff legte an. Philipp hing an seines Lehrers Halse, und nahm nicht ohne Thränen und unter heißem Danke von ihm Abschied. Sie trennten sich unter Segenswünschen. Monheim begab sich in die Stadt, von wo er den Sonntag Nachmittag wohlbehalten nach seinem Düsseldorf zurückkehrte, um seine gesegnete Wirksamkeit dortselbst noch eilf Jahre lang bis zu seinem Tode ungestört fortzusetzen. Philipp setzte auf demselben Schiffe die Reise bis Bonn fort. Erst sah er lange mit tiefer Wehmuth nach

der Stadt zurück, in der sein geliebter Rector weilte. Als der letzte ihrer Thürme, der Beyenthurm, ihm langsam entschwunden war, setzte er sich auf einen Ballen, schlug das Büchlein auf, und las — und las nicht allein diesen Nachmittag, sondern es ist aller Grund zu der Vermuthung vorhanden, daß er, bis er nach Heidelberg kam, den Katechismus Monheims wörtlich auswendig wußte.

Zweites Kapitel.

Ein Student.

Während der Junker noch unterweges war, und zwischen den malerischen Thonschieferfelsen von Coblenz nach Bingen in tiefer Einsamkeit auf einem kleinen Boote hinauffuhr, ging es in Heidelberg lärmend her. Ein großer Zug Studenten in höchst phantastischem Aufzug bewegte sich mit Fahnenträgern und Musik an der Spitze durch die Hauptstraße. Hinter der Musik ging ein herculischer Zugführer, die wilden Locken und die rothe Stirn mit frischem Buchenlaub umwunden, die nervigen Arme aufgeschürzt, eine Art Thyrsusstab in der Hand. Ihm zur Seite gingen zwei andere „Bacchanten". Darauf folgte der Dekan der Artistenfacultät in langem schwarzem Talar mit rothem Barett, geführt von zwei Präceptoren und von zwei älteren Studenten in feiner spanischer Tracht. Ihm nach zogen die übrigen Depositores, der eine mit einer Säge der andre mit einer ungeheuern Scheere, der dritte mit einer Zange, der vierte

mit einer Feile, der fünfte mit einem Buche, an jeder Seite zwei Artisten, welche mächtige Humpen trugen. Nun kam die Hauptperson, der Deponent, d. h. ein Student, der im Begriffe war, aus der Artistenfacultät in eine der höhern Facultäten überzutreten, und ehe er aus der „Burse", d. h. dem Convikt und der Aufsicht entlassen wurde, zuvor erst eine scherzhafte Prüfung und Geduldprobe zu bestehen hatte. Es war ein zierliches reichgekleidetes junges Bürschchen, dessen Milchbart gar seltsam aus der Ochsenhaut hervorschaute, die ihm über Kopf und Rücken geworfen war, und deren Hörner seine Stirne krönten. Hin und wieder ging es bei solchen Depositionen nicht bloß roh, sondern anstößig und unanständig zu. In Heidelberg hatte Churfürst Friedrich II. bereits seit 1545 einige Ordnung geschafft, hatte die Parteien der Nominalisten und Realisten aufgelöst, die getrennten Bursen zu einer einzigen vereinigt, den Raufhändeln damit ein Ziel gesetzt, und die Anwesenheit des Artistendekans bei den Depositionen verordnet. Eine solche Deposition bestand darin, daß Deponendus mit dem ganzen eben beschriebenen Festzug, dem sich eine lange Reihe von Studenten anschloß, in eine Schenke vor der Stadt zog, und dort vor dem Dekan ein scherzhaftes, oft witziges Examen zu bestehen und Fleiß, Zucht und gute Sitte zu geloben hatte, worauf ihm die Hörner, das Zeichen der Thierheit und des mangelnden Judiciums, abgesägt, die Haare und Nägel geschnitten, die Ohren gereinigt und zum Schein ein Zahn, der Bacchanten- oder Wein-Zahn, ausgebrochen wurde. Die ganze Feier schloß natürlich mit einem Gelage, wobei es durch die That erwiesen zu werden pflegte, daß man auch ohne Bacchantenzahn viel trinken könne.

Als der muntere Zug sich durch die Straße bewegte, fuhr ein Student, welcher in einem der Seitengäßchen zu seinem Fenster herausgesehen hatte, scheu mit dem Kopf in die Stube zurück. Offenbar fürchtete er, bemerkt, angerufen und mitgenommen zu werden. Und dem wollte er heute ausweichen. Warum, das mußte seine besondern Gründe haben. Denn er sah nichts weniger als philisterhaft aus, der schlanke Jüngling mit dem braunen Haar und den dunkeln glühenden, schwärmerischen Augen; und in der That war er stets ein Freund der Jugendfröhlichkeit gewesen, er verstand es mitten in studentischer Lust nicht allein Sitte und Sittlichkeit, sondern auch edle kräftige Haltung zu bewahren, die beim höchsten Wogengange der Begeisterung ihrer selbst mächtig bleibt; er verstand es, mit freundlichem Wort und Witz auch andere zu zügeln, und eben deßhalb war er bei allen hoch angesehen und von allen geliebt. In der That, auch jetzt nahte nicht sobald der Festzug jener Seitengasse, als ein Student aus den vordersten Reihen sich ablöste, um den Johannes Posthius herbeizuholen. Aber vergeblich. Johannes hatte, sobald er die Musik von weitem gehört, das Fenster zugeworfen, hatte sein Festkleid, ein schwarzes reichgesticktes Sammtwamms mit kurzen Schößen angezogen, das Schwert an die Seite gehängt, das flache Barett mit geschwungenem Schirmrand und weißen Federn auf die Stirn gedrückt, ein Bändchen des Plutarch in die Hand genommen, und war, so schnell er konnte, durch ein Hinterpförtchen des Hauses und durch einige Gärten entflohen. Das Studium des Plutarch mußte ihm ganz außerordentlich am Herzen liegen.

Er schlug den Weg in jene Thalschlucht ein, welche sich hinter dem alten Schlosse in der Richtung nach dem Königsstuhle hinaufzieht. Es war ein wonniger Frühlingstag. Die Nachtigallen wirbelten in allen Büschen; und auf den zarten lichtgrünen Erstlingsblättern der Buchen schimmerte das reinste Sonnengold. Das Bächlein, noch gespeist von Frühlingsregen murmelte zu seinen Füßen. Wie so völlig paßte diese Umgebung voll Poesie zur Lektüre von — **Plutarch de superstitione**! In der That, er hielt das Buch noch geschlossen in seiner Hand; er stieg und kletterte am Rande des Wässerleins aufwärts, pflückte Schlüsselblumen und schmückte mit einem Strauße derselben seine Brust, blieb einigemal stehen bei dem fernen Klang eines Hifthorns, kletterte dann wieder weiter, und lagerte sich endlich auf einem Felsstück, zur Seite eines Wasserfalls. Hier schlug er sein Buch auf, und sah sodann aufmerksam den Wellen zu, die unter seinen Füßen in einen tiefen engen Felsenkessel hinabstürtzten. Einige Schritte weiter unten setzte ein Reitweg über den Bach, und auch dieser Reitweg mischte sich in seine Betrachtungen über **Plutarch de superstitione**. Er las in der That, aber sein Nachsinnen über den Gegenstand nahm ihm doch viel mehr Zeit weg, als sein Lesen; vielleicht sann er darüber nach, ob er überhaupt lesen sollte, und konnte zu keinem klaren Ergebniß kommen. Das Gurren einer Waldtaube, die hundert Schritte hinter ihm in einem hohlen Baumstamme saß, oder das Schwirren eines bunten Distelfalters lenkte immer wieder seinen Blick von dem gelehrten Buche ab; jetzt hörte er den Hufschlag ferner Rosse, die langsam von dem Gaisberg herab der Schlucht sich näherten. Sie mußten

an dem Wasserfall vorbeikommen. Johannes setzte sich dicht hinter einen Attigstrauch, so, daß er durch die Zweige desselben hindurch den Jagdzug sehen konnte, ohne selbst bemerkt zu werden.

Der Jagdzug traf in der That nach wenigen Augenblicken an der gewünschten Stelle ein, und ein Reiter nach dem andern lenkte sein Roß vorsichtig durch die Kiesel und Rollsteine des Bächleins. Voran zwei Jäger in grauen Jacken und mit hohen grünen Federhüten, die Hifthörner an der Seite, auf Grauschimmeln. Dann kam auf feurigem Rappen ein stattlicher, hoher, etwas beleibter Mann, mit energischem Profil, aber feinen Zügen; auf seinem weißen goldverbrämten Barett flatterten drei schwarze Federn; Johannes erkannte in ihm den angebeteten Pfalzgrafen Otto Heinrich, der zwar seit dem Passauer Vertrag wieder in seine Oberpfalz als Herrscher zurückgekehrt war, nunmehr aber zu einem Agnatencongreß sich eingefunden hatte, und jetzt zu des Churfürsten Mißvergnügen noch einige Monate mit seinem Hofe in Heidelberg verweilte. Zunächst hinter ihm ritt sein jüngerer Bruder, Pfalzgraf Wolfgang, eine schmächtige Gestalt, in Violett gekleidet; er lenkte seinen zahmen Braunen etwas zaghaft zwischen den Felsblöcken des Baches hindurch, und man sah ihm wohl an, daß sein Sinn mehr auf Bücher und Gelehrsamkeit als auf Jagd und ritterliche Uebungen gerichtet war, während Otto Heinrichs seltene Persönlichkeit beides mit einander zu verbinden und in beidem ausgezeichnetes zu leisten wußte. Es folgten einige Hofcavaliere; dann auf zwei Schimmeln der Dr. juris Christoph Probus, ein Mann damals in voller Jugendkraft, und der bereits etwas alternde

Hofrichter Erasmus von Venningen. Als Johannes diesen erblickte, schlug ihm das Herz, und eine leise Gluth strömte über seine Wangen. Gespannt und sorgsam hinter den Attigstrauch sich verbergend, blickte er nach der Stelle hinab, wo der Jagdzug, Roß für Roß, defilirte. Auf einem stolzen Apfelschimmel ritt Otto Heinrichs Gemahlin, die Pfalzgräfin Susanne; ihr folgte eine Hofdame — die Damen ritten sehr langsam — es kam noch eine Hofdame; jetzt streckte ein schlanker Engländer die Nüstern aus dem Gebüsch hervor, ein lichtbraunes, leichtgebautes Pferdchen; tanzend in leichtem kurzem Trabe trug es seine Reiterin aus dem Gebüsch hervor in die sonnenbeschienene Lichtung; eine schlanke liebliche Gestalt in lichtgrünem Reitkleid, unter den Reiherfedern des grünen Hutes wallten blonde Locken über die zarten Schultern; ihr Antlitz wandte sie nach der entgegengesetzten Seite; Johannes sah nur den äußersten Rand der blühenden Rosenwange, sah, wie sie leicht aber fest den Zügel hielt, sah, wie das Rößlein seinen kurzen Trab auch über die Kiesel des Baches fortsetzte; sah, wie das Rößlein strauchelte — und mit einem Seufzer der Angst sprang er auf und sprang das Gezweig durchbrechend einen Schritt vorwärts bis an den Rand des Felsens, und stand da, frei und unverhüllt mit seinen glühenden Wangen, und seinem Blumenstrauß vor der Brust, und sah bewundernd, wie die holde Reiterin unerschrocken das Thier emporriß und geschickt versammelte; die Reiterin aber, in der Meinung, ein Reiher habe im Auffliegen die Zweige bewegt, wandte jetzt ihr Haupt, und schaute — kaum vier Schritte von ihm entferut,—zu dem Felsen empor und sah mit einem Blick der unbefangensten Ueberraschung eine

fremde schöne Jünglingsgestalt hoch und kühn auf der Klippe stehen. Ruhig wandte sie ihr Angesicht wieder zurück; Johannes aber stürtzte sich seitwärts in das tiefste Gebüsch, und sah von dem Reste des Jagdzuges nichts mehr.

Er lief, er wußte nicht wie und wohin, die steilste Anhöhe hinauf; all seine Pulse schlugen; seine Wange brannte; mochte die Sonne des ersten Maitages und der angestrengte Lauf daran Schuld sein? Ermattet warf er sich endlich unter einer Eiche aufs Moos. Da lag er einige Minuten in Sinnen verloren; „Cornelia" tönte es einmal leis von seinen Lippen. Nun gedachte er, daß er seinen Plutarch unter dem Attigstrauche hatte liegen lassen; er klomm jetzt mühsam die erstürmte Höhe wieder hinab; nach einigem fruchtlosem Umirren fand er endlich den Felsen wieder, und unter dem Attigstrauche seinen Plutarch de superstitione. Den Jagdzug fand er nicht mehr; die vorhin so belebte Stelle war nun leer. Wo der Federbusch des Pfalzgrafen im Gebüsch jenseit des Baches verschwunden war, da schwirrten jetzt ein paar Schmetterlinge; auf dem Stein, über den das Roß der Reiterin gestrauchelt, saß eine Bachstelze und hüpfte von da in das Rinnsal hinab, um ein paar Wasserspinnen mit ihrem Schnabel aufzupicken. Johannes steckte den Plutarch zu sich, und saß wieder auf der alten Stelle, bis der ferne Schall eines Hifthorns ihm sagte, daß der Jagdzug den Weg nach dem Königsstuhl eingeschlagen habe. Da brach er auf, klomm in die Lichtung hinab, verfolgte den Weg eine kleine Strecke mit zögerndem Schritt, und bog dann mit kräftigem Entschluße links auf einen Waldpfad ein, der ihn steil aufwärts führte. Er ließ den

Königsstuhl rechts, das Schloß links liegen, und schritt unter Nachtigallenschlag auf den einsamsten Waldpfaden hoch an dem Rande des Neckarthales dahin, hörte aus der Tiefe den Fluß über Felsblöcke rauschen, und gelangte endlich hinab an eine Stelle, wo in einsamer Thalschlucht ein Brunnen unter alten Eichen ihm Kühlung bot. An diesem Brunnen hatte der Sage nach der alte Held Sivrid seinen Durst gelöscht; dort lagernd und in vollen Zügen trinkend war er von dem grimmen Hagen meuchlings erschossen worden. Dort lagerte sich Johannes, keinen Hagen fürchtend, und keinen der Wölfe, die dem Brunnen lang nach dem Untergang des alten Burgunderreichs seinen Namen gegeben hatten.

So groß seine Aufregung gewesen war, so ruhig heiter wurde vielmehr jetzt seine Stimmung. Er hatte Cornelien das erstemal vor zwei Monaten in der Kirche gesehen. Er war ein Zeuge ihrer innigen, tiefen Andacht gewesen, er hatte gesehen, wie sie mit Blick und Seele einer Predigt des pfalzgräflichen Hofpredigers Diller folgte; unwillkührlich hatte er es gesehen; denn auch seine Seele hing mit ungetheilter Liebe am Prediger, und ganz ohne sein Wissen und Wollen fiel dabei sein Auge auf die ihm schräg gegenübersitzende Jungfrauengestalt, und freute sich, in ihrem Antlitz die gleiche Aufmerksamkeit, die gleiche Theilnahme, die gleiche Billigung der Worte, die Diller sprach, zu bemerken. Ob die Jungfrau schön sei oder nicht, darauf hatte Johannes damals nicht geachtet. Ein alter Mann, der statt ihrer an jener Stelle gesessen und mit gleicher Innigkeit dem Prediger gefolgt wäre, würde ihm vollkommen den gleichen Eindruck gemacht haben.

Erst als er einige Tage später vom Collegio heimkehrend, bei der raschen Wendung um eine Straßenecke dasselbe Jungfrauenantlitz wie im Traum an sich vorübergleiten sah, fiel sie ihm auf; es war, als ob ein leuchtender Himmelskörper an ihm vorbeigeschritten und einen nie geahnten Glanz in ihm zurückgelassen hätte; erst jetzt besann er sich, wo er dies Antlitz schon einmal gesehen; erst jetzt staunte er über die erhabene Schönheit dieser so bestimmten und doch so weichen Züge, über das Feuer dieser tiefen und ruhigen Augen; erst jetzt richtete er auf der Straße und dem Kirchenweg spürende Blicke nach allen Seiten; erst jetzt erkundigte er sich, wer die Jungfrau sei, und erfuhr daß sie Cornelia von Strahlenfels heiße, und eine Doppelwaise sei, und bei ihrem Oheim und Vormund, dem Hofrichter von Venningen lebe, und sammt ihm in der Begleitung des Pfalzgrafen Otto Heinrich seit kurzem nach Heidelberg gekommen sei.

Anfangs war es der Wunsch, sie wieder einmal zu sehen, dann, in der Furcht, daß der ganze pfalzgräfliche Hof bald den Rückweg nach Amberg antreten werde, der wehmüthigere Wunsch, „sie noch einmal zu sehen", der den Jüngling bewog, auf geschickte und unmerkliche Art stets sichere Erkundigungen einzuziehen, welche Jagden, welche Ritte und Feste und Spazierfahrten Otto Heinrich zu unternehmen gedenke. Mehrmals hatte er ihr so zu begegnen gesucht, aber vergeblich. Erst heute war es ihm endlich gelungen, und heute, wo sie zum erstenmal ihn bemerkt, ihn angesehen, ihr Auge auf das seine gerichtet hatte — heute, wo in sein durch das sehnende Schmachten einiger Wochen doppelt erweichtes, doppelt geöffnetes Herz plötzlich der

volle Gluthstrom ihres Anblicks sich ergossen hatte: heute war es ihm im Sturm seiner Seele bewußt geworden, daß er sie liebe, daß er ohne sie nicht werde leben können.

Der Sturm hatte ausgetobt; die verworrenen Wellen hatten sich geglättet. Ruhig saß er jetzt, am Brunnen gelagert, und wie er nun nachsann, was er thun, was er beginnen wolle, so erschien ihm seine Zukunft nicht einmal in einem so ängstlichen Lichte. Das letzte Ziel, worauf er zusteuerte, war keineswegs ein unerreichbares. Zwar war er bürgerlichen Standes, aber Vermählungen zwischen dem Adel und Bürgerstand waren in jener aufgeregteren Zeit nichts so seltenes; hatte doch der Reformator Ostfrieslands, ein geborner polnischer Graf von Lasky, bereits im Jahre 1537 ein Mädchen bürgerlichen Standes heimgeführt, und umgekehrt hatte Zwingli die Wittwe eines Junkers, die edle Anna von Knonau zum Weibe genommen, und Calvin um die Hand der Idelette von Bures sich nicht vergeblich beworben. Daß Cornelia eine Doppelwaise und fast ohne eigenes Vermögen war, mußte seiner kühnen Hoffnung noch einen höheren Grad der Zuversicht verleihen. Hatte ihn bisher schon sein eiserner Fleiß, seine Wißbegierde und seine natürliche Begabung zu einem ungewöhnlichen Grade gründlichen Wissens und allgemeiner Geistesbildung gelangen lassen, so gelobte er es sich in dieser Stunde, durch doppelte Anspannung aller seiner Kräfte sich eine Stellung und einen Namen zu erwerben, welcher in den Augen der edlen Jungfrau ihm einen Adel verleihen sollte, höher, als der Adel der vornehmen Geburt.

Aber was konnte das alles helfen, wenn Cornelia mit dem Hofe des Pfalzgrafen vielleicht in wenigen Tagen nach

der fernen, entlegenen Oberpfalz zurückkehrte, ohne daß sie Gelegenheit gehabt, auch nur seinen Namen kennen zu lernen, ohne daß ihm die Möglichkeit geworden, sie zu sprechen, ihr seine Liebe, wenn auch nur andeutungsweise ahnen zu lassen, und einen Schimmer von Hoffnung auf Gegenliebe als Anker und Leitstern in die Zeit der Trennung mitzunehmen. Wie, wenn in der Zwischenzeit zu Amberg ein anderer Freier — o dieser Gedanke jagte ihm das Blut wieder im Sturm durch die Adern! Aber gewohnt, entschiedenes Handeln eitlem Sinnen und Brüten vorzuziehen, überlegte er sofort alle Wege, die sich ihm etwa darbieten konnten, schon jetzt mit ihr in Berührung zu kommen, und beschloß am Ende denjenigen auszuwählen, der ihm der geradeste und leichteste schien, wiewohl er im Grunde doch unter allen der abenteuerlichste war, zu welchem er, wenn es an die Ausführung hätte gehen sollen, bei seiner Bescheidenheit und Schüchternheit schwerlich den Muth würde besessen haben. Er wollte den andern Morgen bei Hofprediger Diller — den er noch nie gesprochen — sich melden lassen, diesem die ganze Lage seines Herzens beichten, und ihn um Rath bitten, ja im günstigen Falle ihn bitten, daß er mit Cornelien ihn bekannt mache, ihre Gefühle erforsche und wohl gar zuletzt die Rolle des Brautwerbers übernehme.

Das alles schien ihm jetzt so einfach, so leicht, so eben und naturgemäß, daß er völlig zufrieden gestellt seinen Plutarch aufschlug, und, seines Vorsatzes eingedenk, wirklich eifrig in demselben zu studiren begann.

Jener wunderliche Weg sollte ihm erspart und in ebenso überraschender als anmuthiger Weise abgekürzt

werden; aber das ersehnte Ziel zu erreichen war ihm dennoch nicht bestimmt. —

Otto Heinrich war kein leidenschaftlicher Jäger; vollends jetzt im Frühling, wo es wenig zu jagen gab, war es ihm mehr um einen Spazierritt, als um die Jagd zu thun. Er wollte durch das duftende Grün der Buchen auf die Höhe des Königsstuhles reiten, und gelegentlich etwa ein Reh schießen; den Frauen aber schien dieser Ritt zu ermüdend, und so kam man überein, daß die letzteren unter Probus und Venningens Obhut auf halbem Wege umwenden, am Wolfsbrunnen sich lagern sollten, wo der Pfalzgraf sie am Abend abholen wollte. Da sie den steilen Weg nach dem Brunnen zu Fuße zu gehen vorzogen, so stiegen sie auf der Höhe ab; die erhitzten Pferde wurden von dort nach dem alten Schlosse geführt, und die Frauen wandelten langsam in traulichen Gesprächen die Anhöhe herab. Etwa zweihundert Schritte oberhalb des Brunnens wurden auf einem sonnigen Wiesenabhang Teppiche auf den Rasen gelegt; die Dienerschaft packte einige mitgenommene Erfrischungen aus, und Dr Probus ging mit dem Hofrichter v. Venningen und einem Dritten nach dem Brunnen hinab, um einige Flaschen Wasser zu schöpfen.

Johannes Posthius hatte sich so völlig in die Superstition des Plutarch vertieft, daß er weder das Geräusch auf der höhergelegenen Wiese noch die Tritte der drei Männer vernahm. Er fuhr daher erschrocken auf, als Dr. Probus ihn auf die Schulter klopfte, und ihn bat, ihm beim Schöpfen des Wassers behülflich zu sein.

„Um Gott! ist ein Unglück geschehen?“ rief er in der ersten Verwirrung aus, indem bei dem Anblick des Dr. Pro-

bus ihm sogleich der Jagdritt und Corneliens strauchelndes Pferd wieder vor die Seele trat. Und mit zitternder Hast schickte er sich an Wasser zu schöpfen.

„Ein Unglück?" versetzte lachend Venningen, „daß ich nicht wüßte! Ihr müßtet es denn für ein Unglück halten, daß Ihro Gnaden, die Frau Pfalzgräfin, den Wein nicht unvermischt trinken will. Und das wäre auch ein Unglück, wenn sie uns zu der gleichen Diät verurtheilen wollte; aber gottlob, so schlimm steht's nicht."

„Ich fürchtete, es sei Jemand mit dem Pferde gestürzt" stotterte Johannes halblaut und verlegen vor sich hin. Venningen, der noch über seinen eigenen Witz lachte, hörte nicht darauf, und Probos gab dem Gespräch dadurch eine andere Richtung, daß er plötzlich mit Ueberraschung ausrief:

„Ei potz tausend, seid ihr denn nicht der Johannes Posthius, von dem mir mein Freund, der hochgelahrte Professor Micyllus, rühmend erzählt hat, daß er unter all unsern Studenten der gelehrteste sei, und griechisch spreche wie Wasser?"

„Was ein ehrwürdiger Lehrer scherzend über mich zu äußern beliebt hat, weiß ich nicht; daß ich aber Johannes Posthius heiße und der einzige dieses Namens auf der Universität bin, damit, Herr Doktor, hat es seine Richtigkeit."

„Griechisch wie Wasser!" wiederholte der dritte der Herrn für sich, und der Hofrichter Erasmus von Venningen maß den Jüngling mit wohlwollenden Blicken.

„Ja freilich, er ist's, es ist derselbe," rief Probus, zu Venningen gewendet; „Micyll hat mir ihn neulich gezeigt, wie er vom Collegio heimging. — Nun, mein baccalauree," fuhr er gegen Johannes fort, „die Frau Olympia wird sich

freuen, einen Wettkampf mit euch einzugehen, und Ihro Gnaden, der Frau Pfalzgräfin, wird es ein sonderbares Vergnügen machen, dem Wettkampf zuzuhören. Also kommt nur gleich mit, junger Freund, wir wollen sehen, ob ihr im Disputiren ebenso geübt seid, wie im Griechischen; ihr müßt nun beides verbinden."

„Wer ist diese Frau Olympia?" fragte Johannes, und verbarg hinter dieser Frage sein Entzücken und seine innere Bewegung.

„Es ist meine Frau," antwortete der dritte Unbekannte. „Aber nicht wahr, nun seid ihr so gescheut wie zuvor?"

„Es ist die gelehrteste Frau unseres Jahrhunderts," fiel Probus ein. „Olympia Fulvia Morata wurde mit der Prinzessin Anna von Este als deren Jugendgespielin erzogen, und beleuchtete bald als ein Stern erster Größe Italien mit den Strahlen ihres Ruhmes. Dieser Herr, ein Dr. Gründler aus Franken, ein gelehrter Heilkundiger, war der Glückliche, der sie zum Altare führen durfte; sie hat ihn zwar nicht mit dem Kranz ihres Ruhmes — denn dessen bedurfte er nicht — wohl aber mit dem Diadem ihrer Tugenden, worunter treue Liebe der größte Edelstein ist, geschmückt."

„Und beide Diademe in einen Kranz geflochten, der den Hof des gnädigen Herrn Pfalzgrafen schmückt?" fuhr Johannes im Tone der erwartenden Frage fort.

„Ach soweit sind wir leider noch nicht," versetzte Probus. „Der wilde Markgraf Albrecht von Brandenburg hat es zu verantworten, daß ein Ehepaar wie dieses, flüchtig und obdachlos durch die deutschen Gaue irrt, und fern von der verbrannten und gräßlich geplünderten Hei-

math ein Plätzchen sucht, wo es sein Haupt hinlege. Einstweilen hat der Graf von Erbach sie freundlich eingeladen, unter seinem Dache zu weilen; wir wollen aber hoffen, daß es den Bemühungen unsers Pfalzgrafen und seiner Fürsprache bei dem alten Churfürsten gelingen werde, ihnen eine festere und sichere Stellung zu Heidelberg zu verschaffen. — Aber kommt jetzt; wir dürfen die Frau Pfalzgräfin nicht so lange warten lassen."

Klopfenden Herzens schritt Johannes mit den drei Herren durch das Gebüsch hinan, und blieb zuletzt unwillkürlich einen Schritt hinter ihnen zurück. Die Lichtung öffnete sich, und mit dem Ausruf: „Ew. fürstliche Gnaden! da bringen wir Wasser vom Wolfsbrunnen und haben auch einen Wolf gefangen" stellte Probus der Pfalzgräfin den Jüngling, der noch nicht recht aufzublicken wagte, vor. Dies Wort war nicht geeignet, seine Verlegenheit zu mindern; aber Probus setzte sogleich hinzu: „Es ist der gelehrteste Student in ganz Heidelberg, Johannes Posthius, und er hat sich auf unser Andringen bereit finden lassen, vor Ew. Gnaden mit Frau Olympia in griechischer Sprache zu disputiren."

„Ein wahrhaft olympisches Spiel!" rief die Fürstin erfreut. „Leider verstehe ich kein griechisch, und will hoffen, daß die Kämpfer es sich werden gefallen lassen, später zum lateinischen überzugehen." Sie nickte dem Jüngling freundlich zu, und dieser verbeugte sich ehrfurchtsvoll. Noch wagte er nicht, im Kreise umherzublicken, als Cornelia ausrief: „Ei, Herr Johannes, haben wir euch denn heute nicht schon einmal gesehen, am Wasserfall, auf dem Felsen?"

„Dort saß ich," erwiederte er, „und las im Plutarch,

bis ein Geräusch, wie von dem Sturz eines Pferdes, mich aufschreckte. Aber Gottlob, ich durfte alsbald mich überzeugen, daß die Kunst der Reiterin der Gefahr überlegen war."

„Aber wo habt ihr euren Blumenstrauß hingebracht?" fuhr Cornelia fort.

„Er ist verwelkt," sagte Posthius. „Nun, nun, das thut nichts," versetzte die Fürstin. „Wenn er den Ruhm eines tapfern olympischen Kämpfers davonträgt, so muß Cornelia ihm zum Siegespreiß einen neuen, frischeren und schöneren vor die Brust stecken."

Johannes blickte unwillkührlich auf Cornelien, und begegnete ihrem Blicke. Es war ein Blick unbefangenen Wohlgefallens, ein freundlicher Blick, in den sich einige Bewunderung des so hoch gepriesenen Jünglings mischte. Welch ein Liebreiz lag in diesem tiefen und doch so offenen blauen Auge, in diesen zartgerötheten Wangen, in dem feinen sinnigen Mund, in der ganzen schlanken, edlen, geschlossenen Gestalt des aufblühenden siebzehnjährigen Mägdleins!

Jetzt erhob sich eine schöne, stattliche, hohe Frau, und sprach zu Johannes: „Nun mein geehrter Feind, so lasset uns unsern Wettkampf beginnen. Ist's euch genehm, so sei der alte Erisapfel, der trojanische Krieg auch unser Krieg. Wollt ihr die Griechen vertheidigen, so will ich die Sache der Troer führen!

Johannes, der sich natürlich einverstanden erklärte, betrachtete seine Gegnerin. Ihre Gestalt war die imponirende einer Italiänerin; in ihrem ganzen Wesen lag etwas bestimmtes, sichres, überlegenes, aber keine Spur von Eitelkeit; sie betrachtete die Wissenschaft als ihren Beruf, nicht

als einen Flitter, um damit zu glänzen; ihr Auge war äußerst geistvoll, aber etwas matt und stechend; ihr energisch geschlossener Mund hatte etwas männliches; ihre Gesichtsfarbe war das zarteste, schneeigste Weiß, nur ein Fleck der Wange war tief geröthet. Ihre Stimme war angenehm aber klanglos.

In trefflichem Griechisch, das sie nach erasmischer Weise aussprach, begann sie nun die Sache der Trojaner zu führen; mit Gewandtheit und in correktem Stile entgegnete ihr Johannes; er übertraf sich selbst; alle seine Geisteskräfte schienen wunderbar gesteigert; seine Gegnerin wußte alle möglichen Aussprüche und Züge aus Homer als Belege herbeizuziehen; Schlag auf Schlag brachte er Gegenbelege; immer lebhafter, immer feuriger, immer hitziger wurde das Wortgefecht; die Herren folgten dem Kampfe mit Spannung; die Pfalzgräfin konnte bei dem komischen Eindruck, den dieser eifrige Disput in unbekannten Lauten auf sie machte, ihr Lachen nicht mehr bewältigen; Cornelia staunte mit unverhohlener Bewunderung den Jüngling an, welcher in solcher Meisterschaft in der schweren fremden Sprache sich zu ergehen wußte. Endlich klatschte die Fürstin in die Hände und rief: „Ihr habt beide die Palme verdient; als unparteiische Richterin kann ich nicht anders entscheiden. Cornelia, nun ist es an euch, dem Feste die Krone aufzusetzen.“

Und Cornelia ließ sich dies nicht zweimal sagen. Sie eilte mit einem andern Edelfräulein in's Gebüsch; nach kurzem Zwischenraum, während dessen Olympia den Studenten mit Lobsprüchen überhäufte, die er mit feiner Bescheidenheit abwies, kam das Edelfräulein mit einem Kranze,

Cornelia mit einem Strauße zurück. Die Fürstin winkte beide an ihre Seite; dann rief sie die olympische Kämpferin und den olympischen Kämpfer heran; diese ließen sich auf die Knie nieder, und mit den Worten: Macte virtute! flocht sie den Kranz auf Olympia's Haupt, indeß Cornelia dem Jüngling den Strauß vor die Brust steckte. Nicht unerfahren in höfischer Sitte, küßte er, tief sich neigend, ihre Fingerspitzen, ehe er, gluthüberflossen, sich wieder erhob.

„Aber nun trinkt auch einen rechtschaffenen Schluck!" rief der alte Venningen aus, und kredenzte ihm einen Pokal. Johannes rief: „Auf das Heil und Wohlergehen des erlauchten Fürstenpaares, unter dessen Flügeln der Elende Trost, der Verfolgte Schutz, der Flüchtling ein Obdach, Kunst und Wissenschaft treue Pflege findet!"

Die Pfalzgräfin nickte ihm wohlgefällig zu, und sagte: „Mein Herr, der Pfalzgraf, wird sich freuen, einen jungen Mann von solchen Gaben zur Zeit einmal in seinen Diensten zu sehen."

Inzwischen hatte die Sonne sich geneigt, und bereits hörte man ein Hifthorn von oben, und die nahen Tritte der Rosse, welche von den Troßknechten die Anhöhe herabgeführt wurden. In wenig Minuten saß die fürstliche Gesellschaft zu Pferde; die Pfalzgräfin winkte dem Jüngling noch einen freundlichen Gruß zu; Dr. Probus lud ihn freundlich ein, bei ihm vorzusprechen, so oft er Lust habe; der Zug bewegte sich auf einem bequemeren Wege die Anhöhe hinauf, um sich dort mit dem Pfalzgrafen zu vereinigen, und Johannes stand auf der Wiese, und sah wie ein Träumender dem Zuge nach, und sah den Federbusch Corneliens hinter den Büschen auf und niedertauchen und

endlich verschwinden, und dann glaubte er, es sei wirklich alles ein Traum gewesen, aber sein Blick fiel auf den Maiglockenstrauß an seiner Brust, und er blickte auf die Maiglocken nieder, und dann blickte er auf gen Himmel, und die Glöcklein fingen an zu spielen, und die Abendwolken senkten sich rosig auf die Berge, und die Berge standen feiernd, und lauschten dem Rauschen des Flusses, und seine Seele war Ein Jauchzen.

So stand er noch lange. Ein Heher, der neben ihm aufflog, weckte ihn. Er raffte sich zusammen; er nahm den Strauß von seiner Brust, und drückte ihn leise an seine Lippen, und ging den Fluß entlang in die Stadt zurück, und wohin er in der Dämmerung blickte, sein Auge neigte sich immer wieder zu den Blumen zurück, die ihre Hand gepflückt, ihre Hand ihm zum Preiße gebunden hatte.

Drittes Kapitel.

Innere Kämpfe und ein großer Mann.

In der Fensternische eines reichvertäfelten Gemachs saß des andern Tages Cornelia, mit einer Stickerei beschäftigt. Ruhig ließ sie noch einmal die Erlebnisse des vorigen Tages an sich vorübergehen, den köstlichen Maiduft der Wälder, den Schlag der Nachtigallen, die kurzweiligen und belehrenden Gespräche, die sie mit der feingebildeten Fürstin und mit Olympia, dieser eben so bescheidenen als gelehrten, in der Haushaltung wie in den Poeten gleichbe-

wanderten Frau hatte führen dürfen. Zuletzt gedachte sie auch des olympischen Spiels auf der Wiese, und daß ihre Erinnerung mit höherem Wohlgefallen auf dem fremden Jüngling, als auf den älteren Herren verweilte, war zu natürlich. In harmloser Lust vergegenwärtigte sie sich immer wieder von neuem, wie sie dort am Wasserfall bei der Wendung ihres Rosses die edle Gestalt mit dem braungelockten Haupte, dem reichgestickten Sammetwamms, den weißen Federn und dem Anemonenstrauße vor der Brust plötzlich wie eine Erscheinung hatte vom Felsen herabschauen sehen, und wie sie dann später auf der Wiese überrascht war, ihn wiederzusehen, und gedachte sie an den Klang seiner Stimme, an die Anmuth seines Benehmens, und kehrte dann noch einmal an den Wasserfall und noch einmal an den Wolfsbrunnen zurück, und dann wünschte sie: wenn er nur einmal den Oheim besuchte, oder wenn er zu Gründler's käme, und dachte sich aus, wie schön das wäre, und wähnte, bloß sein Fleiß, sein Wissen, seine Auszeichnung machten, daß sie so oft und immer wieder an ihn denken müsse. Denn ihres innersten Gefühls war sie sich noch nicht bewußt; sie bemerkte selbst noch nicht, wie selig sie sich fühlte, wenn sein Bild an ihrem innern Auge vorüberging.

Es vergingen mehrere Tage. Johannes hatte den Dr. Probus aufgesucht, und ihn auch angetroffen, und war sehr freundlich aufgenommen worden, und hatte über mancherlei wissenschaftliche Gegenstände gesprochen, und war wieder weggegangen, voll Unwillens über sich selbst, daß er nicht den Muth gehabt, das Gespräch auf jenen Nachmittag und auf die Frauen und auf Cornelia zu lenken. Er hatte mehremale den Wasserfall und den Wolfsbrunnen

wieder aufgesucht; er hatte seinen Maiblumenstrauß, als er zu welken begann, sorgfältig in ein Buch gelegt und verschloß ihn wie ein Heiligthum. Regnerische Tage waren eingetreten. Cornelia saß wieder einmal mit ihrer Stickerei am Fenster und gedachte wieder jenes Spazierrittes.

Hufschläge einiger Pferde auf der Straße lenkten ihren Blick dorthin. Ein junger Mann in ritterlicher Kleidung, mit blondem Haar, kam mit einigen Dienern von der Neckarbrücke hergeritten. Es war der Junker Neipperg, der nach langer Abwesenheit nach Heidelberg zurückkehrte. Er war Tags zuvor in seinem Schlosse eingetroffen, hatte in der Eile einiges Nothwendige geordnet, und nun eilte er nach Heidelberg, um sich dem Churfürsten, dann aber vor allem auch dem Pfalzgrafen Otto Heinrich vorzustellen. Im vorüberreiten hob er zufällig den Blick nach dem Hause, wo Venningen wohnte, empor, und sah das unbekannte Fräulein, wie es gleichgültig herabschaute und gleichgültig wieder das Haupt zurückbog. Ihre holde Schönheit fiel ihm auf, und er dachte: „Wer mag das sein?“ Dann dachte er andre Dinge, und bald stieg er vor der Thür eines nicht sehr großen aber freundlichen Hauses, das er in Heidelberg besaß, vom Pferde. Er suchte alsbald einen Jugendfreund, den Junker Adam vom Helmstatt auf. Dieser umarmte ihn mit stürmischer Liebe, und jauchzte laut auf, den alten Freund wieder an seiner Seite zu haben. „Nun, da ich dich an der Seite habe,“ rief er aus, „will ich den Himmel stürmen,“ und dabei schüttelte er sein langes rabenschwarzes Haar, und seine schwärmerischen Augen blitzten in leidenschaftlicher Begeisterung.

Philipp sollte ihm von seinen Reisen und Studien er-

zählen; aber so oft er von einem Gegenstande zu reden begann, unterbrach ihn der feurige Freund mit neuen anderen Fragen, sodaß nur unzusammenhängende Bruchstücke zum Vorschein kommen konnten. Philipp fühlte sich mit der ganzen Inbrunst jugendlicher Innigkeit zu dem alten Freunde hingezogen, und hätte ihm so gerne gleich jetzt jene innere Bewegung seines Gemüths erschlossen, die seit dem wichtigen Gespräch mit Monheim ihn ergriffen und eine Umwandlung in ihm hervorgebracht hatte. Aber dazu konnte es jetzt nicht kommen; er fühlte, daß er dies auf eine ruhigere Stunde versparen müße.

„Wie geht's denn aber bei euch in Heidelberg?" fragte Neipperg den Freund.

„O frage mich nicht!" rief dieser in finstrem Unwillen. „Der Alte lebt noch; das ist genug, genug, genug!"

„Laß ihn leben, so lange der Herr über Leben und Tod ihn leben läßt," versetzte Philipp ernst.

„Laß ihn leben," wiederholte Helmstatt heftig, „laß ihn leben und Gelage halten und das Land zu Grunde gehen!"

„Du bist ungerecht in deiner Ungeduld. Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein, sagt die h. Schrift."

Helmstatt schwieg.

„Wie stehts an der Universität?" fuhr Neipperg zu fragen fort. „Ich höre, in der Person Micyll's ist ein tüchtiger Lehrer gewonnen."

„Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer!" entgegnete Helmstatt.

„Eine ist immer noch besser, als keine, und wenn einmal eine sich zeigt, so sieht man wenigstens, daß es Frühling ist."

„Ja, beim alten Professor Keuler und seiner Haushälterin ist's ewiger Frühling," warf Helmstatt, bitter lachend, darein. „Und der alte Professor Stolo, der Studentenspott, blüht auch, wie Schlehdorn."

„Wie steht der Churfürst mit dem Pfalzgrafen?" fragte Philipp, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Der Churfürst steht nicht, er liegt," versetzte Helmstatt.

„Was heißt das? Ist er krank?

„Er liegt an Steinschmerzen. Sein Capua an der Pegnitz hat ihm einen Denkzettel hinterlassen."

Friedrich II. war im Anfang der zwanziger Jahre, als er noch Pfalzgraf war, in der Eigenschaft eines Statthalters vom Kaiser nach Nürnberg gezogen worden, hatte dort in Saus und Braus gelebt, und das Wohlleben, dem er dort einige Jahre sich hingab, mochte allerdings den ersten Grund zu seinem späteren körperlichen Leiden gelegt haben.

„Aber wie steht Otto Heinrich mit ihm?" fragte Philipp weiter.

„Gut! Vortrefflich!" versetzte Helmstatt. „Sie sind so glatt wie zwei Kieselsteine, und der Churfürst sehnt sich nach der Stunde, wo sein Erbe das Thor von Heidelberg hinter sich läßt."

Philipp fühlte sich durch den bittern, ironischen Grundton, der sich durch Helmstatts Berichte zog, sowie durch die offenbaren Uebertreibungen, deren dieser sich schuldig machte, in seinem Innersten nicht angenehm berührt. Schon in seinen jüngeren Jahren hatte Helmstatt eine Neigung zur Satire gehabt; aber seit er ihn nicht mehr gesehen, hatte sich diese Anlage völlig zum Charakterfehler entwickelt. Ein

höhnischer Zug spielte stets um seine Lippen. Es that Philipp schmerzlich wehe, daß er im Freunde den alten nicht wiederfand, und er konnte sich nicht enthalten, ihm offen zu sagen: „Du bist bittrer, als ich dich früher gekannt, und siehst die Dinge von einer sehr schwarzen Seite an.“

Helmstatt fühlte recht wohl, welchen Eindruck sein Wesen auf Philipp gemacht, und suchte denselben zu verwischen, indem er, seine Neigung zur Satire bezwingend, in ernstem Tone ausrief: „Ach, Philipp, Philipp, es ist eine Kunst nicht bitter zu werden! Auf eine jahrelange Folter gespannt sein und ruhig bleiben — wer vermag das? Hättest du die miserable Zeit des Interims mit uns durchgelebt, du würdest meinen gerechten Groll würdigen. Warum hat denn Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken den Forderungen des Interim mit mannhaftem Muthe widerstehen können? Hat er sein Land darüber verloren? Habe nichts davon gehört! Wolfgang ist ein Mann! — — O Philipp, Philipp! Wie welkt in unserer Churpfalz unter der Schlaffheit des Regenten jede Blüthe dahin! Was ist aus unserm Pädagogium geworden!“

„Aus dem Pädagogium?“ fragte Philipp verwundert. „Besteht das nicht mehr?“

„Nein, es ist — schlafen gegangen! recht eigentlich schlafen! rief Helmstatt. Die Artistenfacultät war ihm nie besonders hold; Professor Schorus hatte seit der Stiftung die jämmerlichsten Plackereien auszustehen; da fiel es vor drei Jahren dem Unglücklichen ein, von ein paar Schülern auf seiner Stube ein Drama aufführen zu lassen, wie die Göttin Frömmigkeit im Lande umherirre, und bei den Fürsten vergeblich an die Thür klopfe und Einlaß erflehe, und

wie sie dann zu den Bauern und armen Leuten sich flüchte und dort aufgenommen werde. Ein solches Staatsverbrechen konnte natürlich nicht ungerochen bleiben; Schorus wurde beim Kaiser denuncirt und entfloh; die Scholaren welche gespielt hatten, wurden in's Carcer gesteckt; die Göttin Frömmigkeit stellte einen Revers aus, daß sie künftig an gar keine Thür mehr klopfen werde; die Göttin Satire flüchtete zu mir in eine Dachkammer; das Pädagogium siechte an der fröhlichen Schwindsucht, (Der Prof. Lätus war nämlich noch allein als Lehrer übrig, und Lätus heißt bekanntlich „fröhlich") und vor ein paar Tagen ist auch dieser fröhliche Lätus fortgegangen, weil er ohne Schüler nicht mehr wohl seinem Namen Ehre machen konnte."

Philipp mußte in seinem Innern dem Freunde Recht geben, daß in der That ein schlaffes, schläfriges Wesen im Staate eingerissen war. Er fand es natürlich, daß Ungeduld und Unmuth sich allenthalben regten; er wurde empört, als Helmstatt ihm vorrechnete, wie viel Kälber, Ochsen und Schweine wöchentlich für die churfürstliche Tafel geschlachtet würden, wie die Hofleute kein andres Vergnügen kennten, als sich voll zu essen und zu trinken — es bemächtigte sich seiner von neuem jene Stimmung ungeduldiger Thatenlust, von welcher Monheim ihn mit Mühe geheilt hatte, und er flammte auf in Begeisterung, und schlug freudig ein, als Helmstatt ihm die Hand hinreichte und feurig ausrief: „Wir sind die Stützen, wir sind die Retter des Vaterlands! Wenn wir treu zusammenstehen, wir werden den Alten drängen und zwingen! Die Zeit des Schlafes ist vorbei; der Tag der Thaten ist angebrochen! Jetzt haben wir Ruhe von außen, Frieden im Reich; soll diese Gnadenfrist

ungenützt vorübergehen? Sollen wir warten, bis neue Stürme uns umbrausen?"

Es folgte eine Pause. „Du bist jetzt Herr auf deinen Gütern," hub Helmstatt wieder an, „es ist jetzt Zeit, daß du ein liebes, tugendsames Weib, heimführest."

„Aber zum Heirathen gehören zwei," fiel ihm Philipp lachend in's Wort.

„Nun, das wird sich finden," erwiederte Helmstatt. „Hast du Venningens Nichte schon gesehen? Das wäre ein Mägdlein für meinen Philipp!"

„Wie soll ich sie gesehen haben, da ich erst seit einer Stunde hier angekommen bin?"

„Ja so! Ich vergaß das! — Nun," fuhr er scherzend fort, „du könntest sie ja gleich beim Hereinreiten gesehen haben, am Fenster des Eckhauses bei der h. Geistkirche, denn dort wohnt sie mit ihrem Oheim. Das wäre dann ein gutes Omen."

„Dort hab' ich wirklich ein holdes Frauengesicht gesehen," rief Neipperg ganz betroffen.

„Vortrefflich, Junge," lachte Helmstatt. „Das heißt, sich bei Zeiten an den Laden legen!"

Die Glocke schlug zwei Uhr, und Philipp verabschiedete sich nun, um den Hofprediger Diller aufzusuchen, und Monheims Grüße ihm zu überbringen. Sein Herz war von widerstreitenden Empfindungen bewegt. Er wußte die Stimmung, die Helmstatt in ihm erweckt hatte, mit der Tugend christlicher Gelassenheit und Ergebung, die Monheim ihn gelehrt, durchaus nicht zu vereinigen, und doch auch jener Stimmung sich nicht zu entschlagen. In dieser Gemüthsverfassung zog es ihn halb zu Diller hin, halb

stieß es ihn zurück. Er hoffte, ohne sichs zu gestehen, der Prediger werde nicht zu Hause sein; dann wünschte er wieder ihn anzutreffen; dann dachte er wieder: ich kann ja ein paar Worte mit ihm plaudern, in einer Viertelstunde ist's abgemacht.

Er stand im Schloßhofe, und zog die Klingel an einer Pforte. Ein alter Diener öffnete ihm, und als er seinen Namen genannt, und gefragt hatte, ob der Hofprediger zu Hause sei, nickte der Diener bejahend, und schickte sich schweigend an, ihn in die Wohnung Diller's zu geleiten. Neipperg folgte ihm durch einen langen, gewölbten Gang; dann wurde eine Windeltreppe erstiegen; dann wieder einige Gänge; dann öffnete der Alte eine Thür, sprach leise in die Thür hinein: „Junker Neipperg," winkte diesem einzutreten, und zog sich durch die Gänge zurück.

Es hat einmal ein Niedersachse, der nie einen Berg gesehen, die Alpen besteigen wollen. Auf der Reise sah er in Mitteldeutschland mancherlei Berge, fand, daß sie ohne Schwierigkeit sich übersteigen ließen, und dachte bei sich selbst: „Was macht man doch von den Alpen so viel Wesens, und redet soviel von ihren Abgründen, ihren unersteiglichen Wänden und gefahrvollen Schluchten. Sie mögen noch etwas höher sein als die Thüringer Berge, aber wie ich über diese gekommen, so werde ich auch über jene hinübertändeln wie im Spiele." Ein mehrtägiger Nebel verhüllte sie vor seinem Blick, als er durch die bayrische Ebene dahinwanderte. In dem Nebel war er ihnen bis auf wenige Stunden nahe gekommen, ohne etwas von ihnen zu sehen. Eines Morgens, als er über einen Hügel am Ammersee schritt, riß plötzlich ein frischer Wind den Nebelschleier ent-

zwei, und vor ihm ragte, daß ihm vor Staunen und Schreck die Kniee zitterten, die Zugspitze in einer Höhe, Majestät und Herrlichkeit, von der er in dem kühnsten Fluge seiner Phantasie sich nichts hätte träumen lassen. Er soll etwas beschämt zu Boden geblickt, und den Gedanken sofort aufgegeben haben, über diese Bergkolosse „wie im Spiele hinüberzutändeln."

Auch auf dem Gebiete des Geistes gibt es solche Größen und Höhen, über die man nicht nur nicht hinübertändeln, sondern deren Anblick man auch nicht einmal aus der Erinnerung wieder auszuwischen vermag. Wie es jenem Niedersachsen mit den Alpen ergangen ist, so ging es Neipperg mit dem Hofprediger Diller.

„Ich kann ja ein paar Worte mit ihm plaudern; in einer Viertelstunde ist es abgemacht."

Nein, so schnell ging das nicht.

Ein hoher Mann, noch in den mittleren Jahren, aber das Haupt bereits frühe von Silber umwallt, stand vor Neipperg, als er in das Gemach trat. Der Ausdruck seines Gesichtes war durch und durch ein heiliger. Eine breite und hohe Stirn mit scharfen Seitenrändern, ein Augenpaar in dessen ernstem Glanze jede Leidenschaft längst dem Tod übergeben und untergegangen schien, während das ruhige Feuer einer von oben stammenden Begeisterung sich darin entzündet hatte; eine oben etwas verbreiterte, nach der Spitze scharf und schmal zulaufende, im ganzen wohlproportionirte Nase; die Backenknochen aus dem etwas schmalen, aber nicht hagern Gesicht etwas weniges vortretend; um den nicht allzukleinen, aber fein und scharf geschnittenen Mund ein Zug der Kraft, Sicherheit und

Bestimmtheit, welcher im Gespräch zuweilen einem heitern, wohlwollenden Lächeln, nie einem Lachen, Platz machte; jede Bewegung des Körpers ruhig, fest, bestimmt, ohne irgendwie künstlich bemessen zu sein — so stand Diller vor ihm, voll innerer Sicherheit, voll Friedens, ein Mann, der von Natur ein Sünder war, wie wir alle, aber in Kraft des heiligen Geistes den alten Menschen unter die Füße getreten hatte, eine ehrfurchterweckende Gestalt, eine Majestät, vor welcher, ehe sie noch zum Sprechen den Mund geöffnet, der Junker schon sich wie gerichtet fühlte und in unwillkührlicher Beschämung den Blick zur Erde senkte. „So muß ein Apostel ausgesehen haben", das war sein erster Gedanke. Schüchtern und leise sagte er: „Der Rector Monheim in Düsseldorf entbeut euch durch mich seinen Gruß, hochehrwürdiger Herr, und sendet euch dies Büchlein". Diller nahm es ihm ruhig ab, und reichte ihm dann die Rechte. „Ihr seid ein Schüler Monheims, mein lieber Junker", fragte er; „nun dann seid mir zwiefach willkommen". Der Junker erzählte, daß er unter Monheims Leitung studirt habe, und fügte zögernd hinzu: „Mein Lehrer hat mich „beim Abschiede noch etwas höheres gelehrt, als Griechisch „und Latein, und hat mir auch sein Büchlein gegeben; „aber ich bin noch ein Neuling, und wenn ihr sein Werk „an mir fortsetzen wollt, so will ich's euch von Herzen „danken." Diller ergriff noch einmal seine Hand, und sprach, indem ein wunderbares Lächeln der Freude seine Lippen anspielte: „Der Herr, der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen. Seid nur allezeit treu und unverzagt, dasjenige, was ihr als seinen Willen an euch erkannt habt, vor allen Menschen, auch vor

euren Freunden, zu bekennen. Treues Bekenntniß vor den Gegnern ist keine schwere Sache; da handelt es sich um die großen groben Gegensätze von Wahrheit und offenkundiger Lüge, und der natürliche Widerspruchsgeist, der aus dem Fleische stammt, hilft gewaltig mit, namentlich solange es nicht an's Blut geht; aber vor den Freunden den erkannten Willen des Herrn zu bekennen, und zwischen dem heiligen Lichte, das von oben stammt, und der trügerischen Selbsttäuschung, die sich in den Schein des Lichtes kleidet, allezeit wohl zu unterscheiden, das ist eine schwere Sache, zu welcher wir den Beistand des heiligen Geistes täglich erflehen müssen."

Wie ward es Neipperg um's Herz bei diesen Worten! Hatte der fremde Mann der ihn zum erstenmal sah, unsichtbar mit angehört, was zwischen ihm und Helmstatt so eben vorgegangen war?! Dillers Wort erschütterte ihn, aber es weckte sofort auch den neuen Menschen wieder, und mit unbegrenztem Vertrauen blickte er auf Diller wie auf einen Felsen, an den er sich halten könne.

Dieser aber fuhr fort: „Der Fürst der Finsterniß sucht dem Reiche des Herrn auf zweierlei Art zu schaden. Zuerst versucht er es mit der rohen Gewalt, und meint das Evangelium unterdrücken zu können, wenn er die Bekenner desselben an Leib und Leben bedroht oder wirklich tödtet. Wird ihm aber dies vom Herrn gewehrt, oder sieht er, daß das Blut der Märtyrer nur neue Herzen zur Erkenntniß des Evangeliums und zum Glauben entzündet, so versucht er auf einem andern Wege zu schaden. Er unternimmt es, die Gemeinde des Herrn selbst zu vergiften; er sendet kräftige verführerische Irrthümer denen, die im Glauben stehen,

aber nicht wachen; er schmeichelt dem Fleische, wendet sich an den Hochmuth, den Eigensinn, die Selbstgefälligkeit, und weiß Hader und unlautres Wesen zu entzünden, und dadurch die Kirche, die das Evangelium bekennt, innerlich kraftlos zu machen und zu verderben. Jetzt ist eine Stunde solcher Versuchung gekommen; daher muß ein jeder, der den Herrn lieb hat, wohl auf der Hut sein, daß er nicht unreines Feuer auf den Altar Gottes bringe."

Diller that sodann einige Fragen, wie es Monheim gehe, und wie es um die Reformation am Niederrhein stehe. Er erwiederte auf Neippergs Berichte nur wenig, aber jedes Wort, was er sprach, war vollwichtig. Er bedauerte, den Junker jetzt nicht länger sprechen zu können, da ein Amtsgeschäft ihn abrufe, lud ihn aber freundlich ein, kommenden Montag bei ihm zu Mittag zu essen. Neipperg nahm die Einladung mit herzlichem Danke an, und verabschiedete sich. —

„„Ich kann ja ein paar Worte mit ihm plaudern. In „„einer Viertelstunde ist es abgemacht."" —! Nein, das war nicht geplaudert. Als er herunterstieg, blickte der Alpenscheitel ihm nach, und wo er hinging, und was er that, der Alpenscheitel schaute in alle die Enggassen des irdischen Treibens und Lebens von oben herein.

Viertes Kapitel.

Ein langweiliges Kapitel, das der Leser zu überschlagen ersucht wird.

Der Enggassen des irdischen Lebens, welche der Junker in diesen ersten Tagen seines Aufenthaltes zu Heidelberg zu durchschreiten hatte, waren sehr viele, fast so viele, als der engen Gassen der Stadt selber. Er hatte manche frühere Bekannte aufzusuchen; er machte aber auch anziehende neue Bekanntschaften. Im Gefolge Otto Heinrichs waren mehrere Edelleute aus der Oberpfalz sammt den Ihrigen an den Neckar gekommen, und es mochte darunter der eine oder andere sein, der sich für sein schmuckes Töchterlein einen so stattlichen, wohlhabenden, und hübschen Freier, wie Neipperg war, gewünscht hätte. Der Junker lernte diese Familien kennen; es waren achtungswerthe Leute, aber er fand nichts, was ihn gefesselt hätte; auch Venningen stattete er einen Besuch ab, doch ohne seiner Nichte zu begegnen. Am meisten fühlte er sich von den Gelehrten, von Kanzler Probus, Dr. Gründler und Olympia, sowie auch von Professor Micyllus angezogen, und manches, was er in diesen Kreisen über die Zustände des Landes und der Regierung, sowie über den Charakter des alten Churfürsten hörte, mußte dazu dienen, Helmstatt's absprechende und ungerechte Urtheile auf ihr richtiges Maaß zurückzuführen. Allerdings war der alte Churfürst ein schwacher Regent, aber seine Schwäche war die des Alters, und wo es galt, wußte er mit Festigkeit und Kraft zu handeln, wie er dies

bei Gelegenheit des Heidelberger Fürstenbundes bewiesen hatte; allerdings zeigte er oftmals eine größere Nachgiebigkeit gegen den Kaiser, als den Freunden der Reformation lieb war; aber darin leitete ihn theils wirkliche Weisheit, theils seine alte persönliche Liebe zu Karl V, in dessen Diensten er lange Jahre gestanden war; allerdings kannte sein Hof wenig edlere Vergnügungen, als Schmausereien und Gelage, aber in diesem Treiben war er sammt seinem Hofe aufgewachsen, und es wurde hiebei doch nicht mehr verbraucht, als das üppigblühende Land ohne Beschwerde ertragen konnte; allerdings sah er seinen muthmaßlichen Thronerben Otto Heinrich mit etwas scheelen Blicken an, und soll sogar einmal in einer Aufwallung mißtrauischen Unwillens geäußert haben, Ottheinrich sei sein größter Feind; allein dies Mißtrauen wurde auch genährt durch die unweise Art, wie Volk und Adel ihre Zuneigung zu dem Pfalzgrafen und ihr ungeduldiges Hoffen auf einen Thronwechsel kundgaben. Der fromme Pfalzgraf, durch seinen Hofprediger Diller geleitet, wußte doch immer wieder den alten Vetter zu besänftigen und sein Mißtrauen zu beschwichtigen; ja es gelang ihm in manchen Dingen sogar, den alten Herrn zu dieser und jener wohlthuenden Regierungsmaßregel zu vermögen, und so war das Verhältniß der beiden Fürsten, obwohl ein etwas gespanntes und abgemessenes, doch keineswegs ein glattes, kaltes, gleißnerisches, wie Helmstatt's böse Zunge es dargestellt hatte.

Als Neipperg von einem jener Besuche gegen Abend in seine Wohnung zurückgekehrt war, stürmte Helmstatt die Treppe herauf, und trat mit dem Rufe: „Jetzt hab ichs!" in das Gemach. Ehe sein Freund nur Zeit hatte zu fragen,

was er denn jetzt habe, entwickelte jener ihm mit großem Feuer einen Plan, den er ausgesonnen und der nun ausgeführt werden müsse. Er und Neipperg sollten die übrigen Mitglieder des Adels, namentlich die jüngeren, bearbeiten und für den Plan gewinnen, der in nichts geringerem bestand, als darin, den alten Churfürsten zur freiwilligen Abdankung aufzufordern und sogleich die Drohung durchblicken zu lassen, daß, wenn er nicht gutwillig die Herrschaft niederlegen wolle, man ihm den Gehorsam kündigen und Otto Heinrich huldigen werde.

Als er geendigt hatte, sagte Neipperg ruhig: „Das ist ein Plan ohne Gott, ohne Segen und nebenbei auch ohne Klugheit.“ Helmstatt wollte zornig auffahren; aber es war, als ob jetzt etwas von dem Geiste, der in Diller war, sich um Neippergs Haupt gelagert hätte und aus seinen Augen strahlte. Mit festem, ruhigem und bekümmertem Blicke ruhte dies Auge auf dem verirrten Freund, und bannte dessen Heftigkeit. „Das erste Hauptstück im Katechismus sind die zehn Gebote“, sprach Neipperg, „und wenn dir die nicht heilig sind, so bist du kein evangelischer Christ. Einen vermeintlich guten Zweck durch schlechte, unerlaubte Mittel zu verfolgen, ist ein Greuel vor Gott. —“

„Unerlaubte Mittel?“ wollte Helmstatt einfallen.

„Ja, unerlaubte Mittel; der Churfürst ist deine von Gott dir gesetzte Obrigkeit; du hast ihn nicht zum Fürsten gemacht, und hast kein Recht, ihm den Gehorsam zu kündigen. Sonst bist du ein Rebell, und bringst Fluch über das arme Land.“

„Ihn auffordern, freiwillig abzudanken —“

„Freiwillig? Freiwillig ist, was er aus freiem Willen

thut, nicht was du durch Drohungen von ihm erpressest. Warte du doch in Geduld und Ergebung. —"

„Warten? Geduld? Ergebung? Auch von dir diese Sprache? Wir sind geschiedene Leute!"

„Das sollte mir innig leid thun", versetzte Philipp, „wenn ich dadurch deine Freundschaft verscherzen sollte. Ein Freund, der, weil er den Freund Unrecht thun sieht, auch Unrecht thut, anstatt ihn zu warnen, verdient den Namen eines Freundes nicht. Nimm mir's also nicht übel, wenn ich dir gegenüber mein eignes Urtheil mir vorbehalte."

„Und ich behalte mir das meinige vor," rief Helmstatt, „ich habe ebensogut ein Recht dazu, als du."

Das dir niemand streitig macht", fügte Philipp bei; „wenn dir aber Gott die Augen öffnen wollte, würdest du klarer sehen, und richtiger urtheilen. Unterbrich mich nicht; um unserer alten Liebe willen: höre mich ruhig an. Du hast ein offnes Auge für die Fehler des alten Churfürsten; Schlaffheit, Thatlosigkeit, Kraftlosigkeit, so heißen diese Fehler, und sie sind dir in der Seele zuwider."

„Ja wahrhaftig, das sind sie," sprach Helmstatt halblaut vor sich hin, und nahm Platz auf einem Stuhl, abgewendet von Philipp, als ob er die angekündigte längere Rede nur mit halbem Ohre hören wollte. Dieser aber trat ruhig vor ihn hin, und fuhr fort:

„Und warum sind diese Fehler dir so verhaßt? Und seit wann sind sie es! Seit du das Evangelium erkannt hast, und weil du ein gläubiger Christ bist? oder nicht vielmehr, seit du auf der Welt bist und laufen und reden kannst, und weil jene Fehler deinem natürlichen Wesen widerstreben? Ist's Gottes Geist in dir, der jene Mängel verdammt, oder

ist's nicht vielmehr einzig dein rasches heißes Blut? Dem alten Churfürsten würde ohne Zweifel dein Wesen so verwerflich erscheinen, als dir das seine, und ihr würdet Beide gleich recht und gleich unrecht haben."

„Meint man doch den frommen Hofprediger zu hören!" warf Helmstatt mit einem Tone feinen aber schneidenden Spottes hin. Das traf Neipperg in's Herz; die Aufwallung zwar bemeisternd, aber ebenhiedurch sie verrathend, sprach er mit gewaltsam niedergehaltener Stimme: „Laß den Hofprediger!" weiteres zu reden war ihm nicht möglich.

„Diller ist ein frommer Mann", warf Helmstatt, jetzt ohne Spott, vor sich hin; „aber er ist nicht mein Mann."

„Und was hast du wider ihn?" brach nun Neipperg aus.

„Er ist mir eine zu ängstliche, peinliche Natur; er ist mir zu feierlich; er würde sich nie entschließen können, mit dem frischen gesunden Dr. Luther auszurufen:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebenlang.

Diller eine Flöte am Mund — ! ha!"

„Wenn du von Luther nichts weiter gelernt hast, als dies, so bist du noch kein guter Protestant. Lies seine Schriften wider den Bauernkrieg und Aufruhr!"

„Junker sind keine Bauern. Wir sind Reichsstände, und haben unser Wort zu reden."

Damit war das Gespräch auf den alten Gegenstand zurückgelenkt. Es entspann sich ein langes Wortgefecht zwischen beiden. Neipperg suchte jetzt dem Freunde begreiflich zu machen, daß sein Plan ebenso unklug als unrecht sei, indem eine solche Aufforderung das Mißtrauen des Churfürsten auf's äußerste steigern und ihn aller Wahrscheinlich-

keit nach zu Schritten reizen werde, welche Otto Heinrich um die Erbfolge bringen konnten; ja daß eine ernstere Auflehnung des Adels gegen den Churfürsten leicht kaiserliche Truppen ins Land rufen und dasselbe dem Herzog von Bayern in die Hände spielen könnte. Aber mit all seinen Gründen richtete er bei Helmstatt nicht das mindeste aus, weniger weil dieser triftige Gegengründe vorzubringen gewußt hätte, als weil er ihn nie recht zum Worte kommen ließ, ihn immer wieder unterbrach, den Argumenten Bitterkeiten entgegensetzte. Vor einem solchen Widerpart die Ruhe zu bewahren, ist schwer und fast unmöglich; die Ungeduld gewann in Neipperg die Oberhand, und wie Helmstatt ihn heftiger werden sah, ward er kälter und satirischer. So kam es zu einem tiefen innerlichen Riß zwischen beider Herzen, der desto stärker klaffte, je inniger zuvor ihre Freundschaft gewesen, je überraschender jedem die Größe der Meinungsverschiedenheit, je unverzeihlicher jedem Stimmung und Benehmen des andern erschien. Das Gespräch schloß damit, daß Neipperg rief: „Und ich gebe dir hiermit mein Ritterwort, daß wenn du den ersten weiteren Schritt in dieser Sache thust, ich geradenweges zum Churfürsten gehe, und ihm alles erzähle.“ Helmstatt nahm sein Barett, ging zur Thür hinaus, und warf dieselbe unsanft hinter sich zu.

Philipp stand auf, und nahm gleichgültig ein Buch zur Hand. Er wollte gleichgültig sein. In Helmstatts Wesen hatte sich ein solcher Abgrund von Widerwärtigkeit aufgedeckt, daß er sich über den Bruch mit ihm im ersten Augenblick freute. Die ehemalige Freundschaft hatte sich nicht in Haß, sondern in eine Art von Abscheu verwandelt. Er sah ein — denn obwohl er das aufgeschlagene Buch in der

Hand hielt, kamen ihm doch ungerufen die Gedanken zwischen die Buchstaben und seine Augen — er sah ein, daß er nur von einer Täuschung erlöst worden, und das war ihm ein wohlthätiges Gefühl. Seine Jugendfreundschaft war aus dem Fleische, war irdischer Natur gewesen; sie hatte auf natürlicher und willkürlicher Zuneigung beruht, und was vom Fleisch ist das altert und vergeht. Das Recht war auf seiner Seite; er hatte seit wenigen Tagen einen großen wirklichen Fortschritt gemacht; er hatte Dillers Ermahnung befolgt, hatte frei, entschieden und ruhig den Willen Gottes vor dem Freunde bekannt, — daß sich am Ende die Sünde der Ungeduld und Heftigkeit seinem guten Wollen beigemischt habe, verhelte er sich keineswegs, und erkannte darin mit aufrichtigem Leidwesen, wie tief das Böse mit unserer Natur verflochten sei und auch unsere besten Handlungen beflecke; — er hatte der Wahrheit eine ihm liebgewesene Freundschaft zum Opfer gebracht, und fühlte sich nun ganz von dem Verführer los, ganz Diller's eigen. Eines freilich erkannte er noch nicht. Daß der geheilte Blinde den noch ungeheilten weder verachten noch verabscheuen dürfe; daß er von einem Unwiedergeborenen nicht Früchte der Wiedergeburt, von Helmstatt nicht eine Gesinnung erwarten dürfe, die ihm selbst wenige Wochen zuvor noch fremd gewesen war; daß seine Freundespflicht nach dem ersten verfehlten Versuch einer belehrenden Einwirkung noch keineswegs erloschen sei, sondern er jetzt erst in erhöhtem Maaße die Verpflichtung habe, jede Verstimmung beherrschend, dem verirrten Freunde nachzugehen, und in Liebe und ausdauernder Geduld an ihm zu arbeiten — daran dachte er nicht. Er wähnte, jedes Band zwischen

Helmstatt und ihm sei nun zerschnitten; er freute sich, nun erst ganz vollkommen Diller'n anzugehören. Man wird dies entschuldigen, wenn man bedenkt, daß er in Helmstatt mehr einen ihm selbst gefährlichen Verführer, als einen Verirrten hatte sehen müssen, und ihm nicht als der überlegene geförderte Christ, sondern als der schwache Neuling gegenüberstand, der nicht so übel that, das Auge, das ihn ärgerte, auszureißen.

Aber so entschieden er jetzt mit seiner innersten Seele an Diller sich anschmiegte, so hatte dennoch ein Wort aus Helmstatts Munde ein Saatkorn des Zweifels in seine Brust gesenkt, dessen er für's erste sich kaum bewußt ward, das aber nach Jahren keimen und aufgehen und zu einer gefährlichen Schlingpflanze aufgehen sollte, die seine Liebe zu Diller zu ersticken drohte.

Als er den folgenden Tag, den Sonntag, in die Peterskirche trat, wo Diller predigen sollte, und die ehrfurchtgebietende Gestalt mit ihrem heiligen Ernst auf die Kanzel treten sah, da fiel ihm unwillkürlich jene hingeworfene Aeußerung Helmstatts ein: „Diller würde sich nie entschließen können, mit dem frischen, gesunden Luther auszurufen: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang." Er fühlte, daß darin etwas wahres liege; er hatte zwar noch wenige Schriften Luthers gelesen, aber in diesen wehte allerdings ein anderer Geist, als in Diller; es war mehr Frische, mehr Urkraft, mehr Naturkraft darin, als in Dillers Wesen; die ganze Anschauung, die er von Luther hatte, war eine andere. Neipperg hatte noch zu wenig höhere christliche Erfahrung, um dies Problem lösen zu können und den Unterschied einzu-

sehen zwischen einer in den Dienst Christi getretenen kolossalen Persönlichkeit und Naturanlage und einer von Haus aus minder begabten, alles was sie ist, lediglich dem Geiste Gottes verdankenden Persönlichkeit, und zu erkennen, daß man an jener einige kleine Auswüchse natürlicher Ueberfülle nicht zu loben, sondern zu entschuldigen habe, und diese darum nicht unterschätzen dürfe; ja, daß einer bei minderer Gabe und minderem Wirken nach außen dafür im Innern noch feiner durchläutert sein könne, als der Andere. Er war überhaupt noch zu sehr gewohnt, sich ganz und unbedingt an den einen oder andern Menschen hinzugeben, und so stellte sich ihm in jenem Augenblicke wunderlich genug die Frage so: Ob Luther, ob Diller? Gerade in jener Neigung, sich ganz an eine bestimmte Individualität hinzugeben, lag aber für jetzt auch die Lösung. Der unmittelbare Eindruck, den Diller's gegenwärtige Erscheinung und sein ernstes, klares, Mark und Bein durchdringendes Wort auf ihn machte, war so mächtig, so entscheidend, daß er die ganze Frage vergaß und für lange Zeit völlig fallen ließ.

Diller predigte über die christliche Sanftmuth und Geduld, und wie dieselbe sich auch im Tragen fremder Schwächen offenbare. Neipperg erinnerte sich an seinen gestrigen Streit mit Helmstatt, und fühlte sich getroffen und ebendarum nun mächtiger zu Diller hingezogen. Auf dem Nachhausewege begegnete ihm unvermuthet der gewesene Freund; durch Philipps Seele flog der Gedanke: „hörte der doch lieber Dillern predigen, statt anderswo herumzustreichen!“ Helmstatt sah verdüstert aus, zwang sich aber zu einer freundlich sein sollenden Begrüßung; Neipperg zwang sich

zu einem Gegengruße; so schlüpften die vorigen Herzensfreunde aneinander vorbei.

Den Montag fand sich Neipperg mit einem vor Scheu und Liebe klopfenden Herzen bei Diller ein. Er fand dort zwei andere Gäste. Der eine, welcher zuerst seinen Blick fesselte, war ein mit ihm selber etwa gleichaltriger junger Mann von breiter untersetzter Gestalt, Knochen- und Muskelbau, vollem rundem Gesicht, freundlichen einnehmenden Zügen und blitzenden Augen. Der andre war ein alter, ebenfalls untersetzter, in seinen Bewegungen unbeholfener Mann mit grauen Haaren; die Züge seines etwas fetten Gesichtes schienen aus den Fugen gegangen zu sein, und keine Einheit mehr zu bilden; um die wulstigen Lippen des großen Mundes spielte der Ausdruck unverkennbarer Gutmüthigkeit, der aber in ein etwas einfältig aussehendes halbes Lachen überging; die Nase mochte früher eine schöne Adlernase gewesen sein, jetzt aber waren ihre Flügel angeschwollen und allzuweit aufgesperrt; die kleinen scharfsinnigen Augen konnten kaum zwischen den dicken Augenliedern und gedunsenen Wangen hervorschauen; die Stirn war gewaltig aber durch unschöne Falten entstellt.

„Einer meiner theuersten Freunde, Professor Stolo, freut sich sehr, eure Bekanntschaft zu machen," sagte Diller, indem er den Alten dem Junker vorstellte. Es war derselbe Stolo, welchen Helmstatt „den Studentenspott" genannt hatte. Neipperg sah, wie Diller ihn mit hoher Achtung behandelte, und sollte bald hören, wie Stolo von Witz und Gelehrsamkeit sprudelte, und dabei von tiefer Frömmigkeit beseelt war, wie aber allerdings auch seine Art zu reden oder vielmehr Worte herauszusprudeln, etwas unbeholfenes und

fast komisches hatte, indem die schwerfälligen Lippen dem raschen Gedankenfluge nie nachkamen, seine Rede daher stets etwas stotternd und polternd war und seine heisere Stimme oftmals im Eifer in ein Kreischen überging. Dazu kam eine gewisse Taktlosigkeit in der Wahl der Ausdrücke. Er sollte aber auch Zeuge sein, mit welcher Feinheit und Zartheit Diller die Mängel und Schwächen des Mannes zu bedecken und seine Ungeschicklichkeiten gut zu machen wußte. Und so ward ihm um Dillers willen auch der alte Stolo eine achtbare und liebe Erscheinung.

Mit den Worten: „Junker Meiß aus Zürich," stellte Diller sodann auch den breitschultrigen jungen Mann vor, der sofort treuherzig Neippergs Hand ergriff und nach Schweizersitte derb schüttelte, so derb, daß es Philipp um seine Fingerknochen bange ward.

Man ging zu Tische; Diller sprach ein kurzes Tischgebet, mit derselben leisen, von heiliger Scheu durchdrungenen Stimme, mit welcher er auf der Kanzel sein Eingangsgebet zu beginnen pflegte. Das ganze Tischgespräch erhielt dadurch von vorneherein eine Weihe; es waren der Heiterkeit gemessene Schranken gezogen, die nicht überschritten werden durften. Die Bewirthung war gut aber einfach; auch ein Trunk edlen Weines fehlte nicht, aber das ganze Mahl war nicht darauf eingerichtet, dem Fleische zu dienen, sondern der dankbare Genuß des von Gott bescheerten täglichen Brodes bot nur die Gelegenheit dar für geistige Unterhaltung.

Das Gespräch wendete sich bald höchst natürlicherweise auf das Vaterland des Junker Meiß, von dessen eigenthümlichen Sitten und Einrichtungen, sowie von dessen Na-

tur man gerne näheres zu hören wünschte. Junker Meiß bemühte sich so hochdeutsch zu reden, als es ihm möglich war; gleichwohl blieb seine Aussprache und mancher einzelne Ausdruck den drei Pfälzern so unverständlich, daß Professor Stolo mehr denn einmal den Fluß seiner Rede mit dem kreischenden Rufe: Quid hoc latine? (was heißt das auf lateinisch?) unterbrach, wobei denn selbst der ernste Diller sich eines Lächelns nicht erwehren konnte. „Fallen in eure Stadt Zürich zuweilen auch Lawinen hinein?" fragte der gute alte Stolo ganz unbefangen, und mußte sich nun belehren lassen, daß Zürich mehr als eine Tagreise weit von den Hochalpen und der Region der Lawinen entfernt liege. Verwundert rief er aus: „Ei da habt ihr Zürcher aber einen weiten Weg mit euren Heerden zu machen, wenn ihr sie im Sommer auf die Alpen treibt! Da ist die Stadt wohl den ganzen Sommer über leer, denn ihr könnt doch nicht jeden Abend die zwölf oder vierzehn Stunden in die Stadt zurück." — „Zürich ist nicht von Hirten bewohnt, lieber Freund," fiel ihm Diller in's Wort, und lenkte um ähnlichen Blößen vorzubeugen, das Gespräch auf geschichtliche Gegenstände. „Wie lange ist's nun her, daß Meister Ulrich Zwingli bei Kappel fiel?" fragte er den Junker Meiß. „Der 11. Oktober 31 war der schreckliche Tag, an welchem er seinen Glauben mit dem Tode besiegelte," versetzte der Schweizer; „es sind also bald einundzwanzig Jahre." — „Und ihr verehrt ihn noch wie einen Vater," fuhr Diller fort, „ich begreife das wohl; er war ein treues und hochbegabtes Werkzeug in der Hand des Herrn." —

„Aber leider nicht frei von schwerem Irrthum", fiel Stolo ein; Diller aber, welchem der verletzende Eindruck

dieses Wortes auf den Zürcher nicht entging, sagte lebhaft: „Er hat soviel erkannt, als ihm gegeben war, und was er erkannte, hat er mit großer Treue vor den Menschen bekannt.“

„Aber sein Tod war kein Märtyrertod“, fiel ihm Stolo in die Rede; „er ward in der Schlacht erschlagen, und ging an ihm das Wort in Erfüllung: wer das Schwert nimmt, der soll durch's Schwert umkommen.“

„Ihr müßt so nicht reden“, rief Diller lebhaft, welcher auf des Zürchers Stirn ein Gewitter bittren Unmuths sich zusammenziehen sah, und dessen Ausbruch befürchtete. Unser junger Freund aus der Schweiz wird uns belehren, wie es mit dem Kriege sich verhielt. Ich selbst werde ihm für eine solche Belehrung herzlich dankbar sein; denn ich gestehe offen, lieber Junker,“ fuhr er zu Meiß gewendet fort, „daß ich über die Ursachen und die Berechtigung jenes Krieges bisher nur unklare und widersprechende Nachrichten gehört habe. Man hat oft Zwingli den Vorwurf gemacht, daß er den Krieg selbst angefangen habe, und daß der Krieg ein ungerechter gewesen sei. Nichts wäre mir lieber, als wenn ihr mich in den Stand setzen würdet, diesem Vorwurfe zu begegnen.“

„Das will ich; ja freilich, das will ich“ rief Junker Meiß lebhaft, und arbeitete dabei mit seinen herkulischen Schultern; „denn kein Vorwurf kann unbegründeter sein als dieser.“ Neipperg, welcher den kräftigen Jungen unaufhörlich mit Wohlgefallen betrachtet und über sein Schwizerdütsch sich königlich gefreut hatte, hing aufmerksam an seinem Munde. Seine Sympathie gehörte von vorneherein jedem, der mit kräftiger ritterlicher That zum Schutze des

Protestantismus das Schwert zog, und von den dogmatischen Streitigkeiten zwischen Zwingli und Luther wußte er zu wenig; sie waren seit siebzehn Jahren (seit dem Abschluß der Wittenberger Concordie) zu sehr verklungen und verschollen und durch die Noth des Interim in den Hintergrund gedrängt, als daß sie seiner Theilnahme für den Zürcher Reformator hätten Eintrag thun können.

„Die fünf papistischen Orte" — so hob Junker Meiß an; denn die Bezeichnung „katholisch" ward dazumal den Anhängern der mittelalterlichen Kircheneinrichtungen von den Protestanten nicht zugestanden — „die fünf papistischen Orte haben im Jahre 1529 mit König Ferdinand ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, daß sie zu Ehren Christi und der heil. Jungfrau alle Ketzer in ihren Landen bei Leib und Leben strafen, und, da sie angegriffen würden, sich gegenseitig mit dem Schwerte helfen wollten. Bald darauf griffen die Schwyzer einen Pfarrer unsers Kantons, Jakob Keyser von Schwarzenbach, der nach Oberkilch gehen und dort die Predigt halten wollte, unterwegs auf, schleppten ihn nach Schwyz, und haben ihn dort, der Protestation der Unsern nicht achtend, lebendig verbrannt" (Neipperg fuhr unwillkührlich mit der Hand an sein Schwert, also daß der alte Stolo bei dem Klirren desselben erschreckt zusammenfuhr.) „Jetzt rüsteten die Unsern zum Kriege, den doppelten Bundesbruch zu strafen; von Basel und Schaffhausen im Stich gelassen, zogen sie allein, nur auf Gottes Hülfe vertrauend, 4000 Mann an Fußvolk und 1200 Reiter, über den Albis nach Kappel, Zwingli mit ihnen und der Commenthur Schmidt von Küßnacht. Von dort kündeten sie den Feinden den Krieg an, im Juni 29. O wäre es

damals zum Schlagen gekommen: die Unsern hätten gesiegt; denn die Feinde waren überrascht und übel gerüstet. Aber da kam der Glarner Ammann, Hans Ebli, und bat die Herren von Zürich, so hoch er immer bitten möchte, um Gottes und ganzer Eidgenossenschaft willen, daß sie vom Krieg abstehen möchten, weil es ein großer Jammer sein würde, wenn ein redlicher Eidgenoß den andern kläglich umbringen sollte, deren Vorderen doch so viel und dick Lieb' Gut und Blut zusammengesetzt haben. Leider fand er Gehör. —"

„Leider?" sagte Stolo, „ist Friede nicht allewege besser, als Krieg?"

„Nicht allewege", versetzte Meiß. „Denn zum Kriege mußte es doch einmal kommen; der war unvermeidlich, wie die Erfahrung dann auch gelehrt hat. Damals wäre der Krieg ein glücklicher gewesen; später ward er ein höchst unglücklicher, und wir mußten den elenden Rest der sibyllinischen Bücher theuer mit unsrem Blute bezahlen, was man nennt: durch Schaden klug werden. Meister Ulrich sah das mit seinem scharfen Blick voraus, und sprach zu dem Ammann, der seines Knaben Götti (Pathi) war: „Gevatter Ammann, du wirst noch Gott müssen Rechnung geben. Dieweil die Feind' im Sack sind, geben sie gute Worte. Da glaubst du ihnen und scheidest (vermittelst). Hernach aber, wann sie gerüst sind, werden sie unser nit schonen und wird dann auch niemand scheiden."

„So sprach Meister Ulrich, und so kam es. Als 1530 auch Glarus die Reformation einführte, mehrte sich der Haß der fünf papistischen Orte. Ihrem Bündniß mit Ferdinand setzten jetzt die Unsern ein Bündniß mit Landgraf

Philipp von Hessen entgegen, der aber zu entfernt war, um im entscheidenden Augenblick zur Hülfe da sein zu können. Täglich gab es neue Händel. Zwei Kirchspiele im Rheinthale empörten sich gegen den Hauptmann, der von ihrer Obrigkeit in Zürich über sie und das Gotteshaus in St. Gallen gesetzt war; der Hauptmann legte Besatzung in die beiden Dörfer; da schickten die Luzerner einen Hauptmann den Empörern zu Hülfe, und als die Unsern diesem den Durchzug weigerten, verklagten uns die Luzerner darüber bei der Tagsatzung in Baden. Dazu nahm das schreckliche Schmähen wider uns als die Ketzer täglich überhand. — Ein Bote, den die Bündtner nach Mailand sandten, ward von einem abenteuernden italienischen Ritter, der sich den Namen Medici anmaßte und auf einer Burg in den Bündtner Alpen hauste, meuchlings ermordet. Darüber kam es zwischen ihm und den Bündtnern zu einer Fehde; Bündten rief die Eidgenossen um Hülfe an; die protestantischen Kantone leisteten ihre Pflicht, die fünf papistischen Orte weigerten jeden Beistand, und bewiesen sich hiemit abermals bundbrüchig. Nun hatte Bern den Antrag gestellt, man solle den fünf Orten die Zufuhr an Lebensmitteln abschneiden. Zürich ging jetzt darauf ein, wider Zwinglis Rath. Dieser rieth zu einem ehrlichen Krieg. Schlagt ihr nicht, sprach er, so werdet ihr geschlagen; da solltet ihr nun den Streich folgen lassen, und die armen Unschuldigen nicht hungern. Dieweil ihr aber still sitzet, als habt ihr nicht genugsame Ursach zur Strafe, und schlagt ihnen nichtsdestominder Speis' und Trank ab, so nöthet ihr sie, euch zu strafen und zu schlagen. Das wird auch geschehen.

„Aber auch dieses Wort Zwinglis blieb vergebens. Ein

schrecklicher Komet stand am Himmel, und als Meister Ulrich Abends mit Jörg Müller über den Kirchhof am großen Münster ging, und dieser ihn fragte, was der Komet wohl bedeute, hat Meister Ulrich gesagt: Mich und manchen Ehrenmann wird es bedeuten, und wird die Wahrheit und die Kirche Noth leiden; doch von Christo werden wir nicht verlassen."

„Die fünf Orte, durch den Hunger zum äußersten gedrängt, rüsteten rasch und zogen gen Kappel zu. Jetzt mußten die Unsern ihr Heer in Eile zusammenraffen. Die Verwirrung war groß. Den 11. Okt. Mittags zog das Banner von Zürich aus mit 4000 Mann —"

„Ihr waret also die Angegriffenen?" warf Philipp dazwischen.

„Das waren wir, und die Weigerung des Proviantes, die wider Zwinglis Rath erfolgte, war die Ursache des Angriffs. Man kann also wahrlich nicht sagen, daß an diesem Kriege Meister Zwingli Schuld gewesen, wennschon er zuvor zu einem Kriege mit vollem Recht, wiewohl vergeblich, gerathen hatte."

„Aber was hatte er bei der Schlacht zu thun?" fragte Stolo. „Ein Pfarrherr soll sich in die Welthändel nicht mischen."

„Bei uns," versetzte Junker Weiß, „ist das ein uralter frommer Brauch, daß ein fürnehmer Diener der Kirche das Banner begleitet, den Herrn um Segen und Hülfe anfleht, die Kämpfer um Gotteswillen zu ihrer Pflicht ermuntert, und die Gefallenen und Sterbenden tröstet. Als Zwingli hinausritt, hörte Hans Maler, der hinter ihm ritt, wie er auf dem Weg inbrünstig für sich betete, und seinen Leib und

seine Seele, insonderheit aber die Kirche Gott befahl. In Kappel stand das feindliche Heer, 8000 Mann, wohlgerüstet, und thürstiglich, den Proviant zu rächen. Es zog sich bald nach dem Anfang der Schlacht zwischen das Kloster und die Leematte, und mußte einen sumpfigen Grund durchschreiten, wo das Geschütz stecken zu bleiben drohte. Rüdi Gallmann rieth, sie jetzt schnell anzugreifen; aber die Unsern, fast noch auf dem Marsche von dem feindlichen Geschütz angefallen, fanden sich nicht zusammen und geriethen in Verwirrung. Schon war es vier Uhr Abends, und noch waren sie nicht einmal über den Plan des Angriffs einig. Die Feinde hatten ihre Stellungen glücklich eingenommen, und stürmten nun wider die Unsern. Einer unsrer Führer, der ihnen den Uebergang über einen Graben wehren sollte, führte sein Häuflein irrigerweise an die Klostermauer statt an den Graben; die Feinde kamen ohne Hinderniß herüber, und brachen nun unaufhaltsam von allen Seiten auf die Unsern ein. In dem Augenblick sprach noch Zwingli und sagte: Biderben Lüt, sind trostlich und fürchtend üch nüt! Müssend wir glych lyden, so ist die Sach doch gut. Befälhend üch Gott, der kann unser und der Unsern pflegen. Gott walt sein."

„Es erfolgte ein schrecklicher Angriff. Steinwürfe thaten mehr als die Geschütze. Die Nacht brach ein, und hüllte die Niederlage der Unsern in Finsterniß. Auf der Wahlstatt lagen Todte und Sterbende in großer Zahl. Die Feinde durchstrichen das Schlachtfeld, höhnten die Sterbenden und riefen ihnen zu: Wir haben euer Evangelium in den Dreck getunckt und euern faulen Glauben in den Koth gesudelt. Sie plünderten die Leichen, und drangen in die

Sterbenden, die Heiligen anzurufen. So kamen sie auch zu einem Manne, der von einem Schwertstich schwerverwundet auf seinem Rücken lag, und die Hände gefaltet betend gen Himmel blickte. Sie fragten ihn, ob er einen Priester wolle. Er schüttelte sein Haupt und sah steif gen Himmel. Da sagten sie, wenn er nicht mehr reden und beichten könne, solle er doch die Mutter Gottes im Herzen haben und die Heiligen anrufen, daß sie ihm Gnade bei Gott erwürben. Da schüttelte er abermal verneinend sein Haupt, und verharrte mit seinem Gesicht starr am Himmel. Darauf zog Hauptmann Fukhinger sein Schwert, und stieß es ihm in die Brust, daß er starb. So starb Zwingli."

Es folgte eine Pause ernsten Schweigens. „Fürchtet euch nicht vor denen," hub dann Diller leise an, „die den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten. Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater." Und Junker Meiß rief aus: „Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze!"

„O daß der Geist dieser treuen Zeugen, die Blut und Leben für ihren Glauben dahingegeben haben, auch über uns käme!" sprach Neipperg; „das Fleisch greift so gern mit Petrus zum Schwerte; mit Christo zu dulden, vermag nur der Geist."

„Es gibt aber auch falsche Geister," versetzte bedächtig warnend der alte gutmüthige Stolo, „und unser Heiland hat nicht am Geiste, sondern am Fleische gelitten, und seinen Leib uns zu einer Speise gegeben, und so ist sein Fleisch allerdings viel nütze."

Neipperg verstand ebensowenig, was Stolo mit dieser

Erinnerung wolle, als Stolo ihn verstanden hatte. Was Neipperg von dem kampflustigen Fleisch und dem mit Christo duldenden Geiste geredet hatte, das hatte er aus seiner innersten Erfahrung herausgeredet; er sprach von dem fleischlichen Huttens- oder Helmstatts-Eifer, den er überwunden hatte, und von dem neuen geistlichen Sinn der Ergebung und des gelassenen Glaubens, der durch den Einfluß Monheims und Dillers in ihm zum Siege gelangt war. Davon konnte nun aber der alte Stolo nichts ahnen; daher bezog dieser Neippergs schöne und wahre Worte in einem höchst wunderlichen Mißverständniß auf den Abendmahlsstreit zwischen Luther und Zwingli; er wähnte, Junker Neipperg habe Zwingli um seiner Abendmahlslehre willen einen „treuen Zeugen" genannt, mit dem „Fleische das zum Schwerte greift" auf Luthers Streitlust sticheln wollen, und mit dem Lobe des Geistes einer spiritualistischen Auffassung das Wort geredet, wonach auch Christi Fleisch ohne Kraft und Werth sei, und auch an Christo nur und allein der Geist eine Bedeutung habe. Er glaubte mit Einem Worte in Neipperg einen Zwinglianer vor sich zu sehen; daher warnte er vor falschen Geistern, und betonte, daß das Fleisch Christi, welches er zuerst am Kreuze geopfert und uns dann als himmlische Speise darreiche, allerdings viel nütze sey.

Je weniger der vermeintliche Zwinglianer Neipperg den Sinn und Zweck dieser Bemerkung verstand, desto besser begriff der wirkliche Zwinglianer Meiß dieselbe, und fühlte sich dadurch in seinem Innersten schwer verletzt. Er biß die Lippen übereinander, und sagte mit gemäßigter aber

bebender Stimme: „Der Herr hat's eben doch gesagt: Das Fleisch ist kein nütze, und so wird's wohl dabei bleiben.“

„Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise, hat der Herr gesagt“, so erwiederte ihm ruhig wohlwollend Stolo, „und wenn der Heiland bei der Einsetzung des Sacramentes gesagt hat: Das ist mein Leib, so müssen wir's ihm glauben.“

„Er hat auch gesagt: Der Acker ist die Welt, und doch legt das jedermann aus: der Acker bedeutet die Welt. Man sagt auch von einem Bilde; Das ist der Churfürst, und will doch nur sagen: das ist ein Bild des Churfürsten.“

„Dort wird ein Gleichniß vom Acker ausgelegt, und hier hängt ein Bild an der Wand“, versetzte Stolo; „bei der Einsetzung des Sacramentes ging aber kein Gleichniß vorher, das Christus hätte erklären müssen, hing auch kein Bildniß an der Wand, wie denn bekannt ist, daß die Juden keine Bildnisse hatten.“

„Ein Gleichniß in Worten ging nicht vorher“, erwiderte Meiß rasch, „aber eine gleichnißartige Handlung. Der Herr brach das Brod und gab es ihnen; diese sinnbildliche Handlung bedurfte einer Auslegung.“

„Das bedarf keiner Auslegung“, fuhr der Professor fort, „so mir jemand Brod zu essen giebt; ich weiß, daß er mich speisen will. Und wenn mir der Herr Brod giebt, und sagt: Das ist mein Leib, so glaube ich ihm, daß er mir unter dem Brode seinen wahren Leib zu essen giebt.“

„Davon steht nichts da, Herr Professor“, rief, immer erhitzter werdend, der junge Zürcher. „Sagt der Herr: das ist mein Leib, so ist es nicht mehr Brod, sondern sein Leib und weiter nichts. Da aber die Jünger den Leib des

Herrn noch vor ihnen sitzen sahen, so können sie Jesu Wort nicht so verstanden haben."

„Ich frage nicht", fuhr Stolo in geduldigem Bekehrungseifer fort, „wie die Jünger es verstanden haben, sondern was Christus gesagt hat. Wir müssen die Vernunft meistern und an sein Wort einfältig glauben."

„Dann müssen wir glauben, daß das, was er den Jüngern gab, sein Leib war, und weiter nichts. Er sagt nicht: daß ist Brod und mein Leib darinnen. Sondern er sagt einfach: das ist mein Leib."

„Schon unser seliger Dr. Martin Luther hat sattsam gezeigt", fuhr Stolo fort, „daß eine solche Redeweise eine Synekdoche heißet und ist, als da man sagt: das ist Wein, und meinet: das ist Wein in einer Kanne, oder man sagt: das sind drei Thaler, und meint: das sind drei Thaler in einem Beutel."

Neipperg war dem Gespräche mit aufmerksamer Theilnahme gefolgt. Der ganze Streit und die Geschichte desselben war ihm bisher fremd und unbekannt gewesen, und da die Persönlichkeit des Zürcher Junkers etwas äußerst einnehmendes für ihn hatte, so fühlte er sich unwillkührlich auch jetzt auf dessen Seite hinübergezogen, und trat als sein Beistand auf, indem er sagte:

„Eine solche Redeweise wird man aber doch nur da brauchen, wo der Angeredete schon gewöhnt ist, das eine Ding im andern zu finden. Ich werde von einer Flasche Wein sagen: Das ist Wein, und von einem Beutel mit Geld: das sind drei Thaler; denn daß der Wein in einer Flasche und das Geld in einem Beutel ist, weiß der Andre ohnehin schon. Ich werde aber nicht auf einen Wald,

darinnen gerade ein Schulmeister sich ergeht, hindeuten und von dem Walde sagen: Das ist ein Schulmeister; denn sonst weiß der Andre nicht, was ich will. Die Jünger Jesu konnten nicht im voraus erwarten, daß sein Leib, den sie sichtbar vor sich sahen, im Brode, und sein Blut, das noch gar nicht vergossen war, im Kelch sein werde; sie hätten also Jesu Rede, wenn er das damit hätte ausdrücken wollen, gar nicht verstehen können. Nun müssen wir aber doch annehmen, daß Jesus in einer so wichtigen Sache klar und verständlich werde gesprochen haben."

Junker Meiß sah seinen Pfälzer Standesgenossen mit leuchtenden Augen an, und rief lebhaft: „Die Jünger mußten nothwendig an die Rede Jesu zu Capernaum sich erinnern, wo der Herr von der geistlichen Nießung seines Fleisches und Blutes, d. h. vom Glauben an seinen Opfertod, geredet hatte. Darnach mußten sie seine Einsetzungsworte verstehen. Er hat statt des alttestamentlichen vorbildlichen Passahopfers sich als das wahre ewige Passahlamm und Opfer dargestellt, und statt des Lammes das Brod und den Kelch zu Zeichen der Erinnerung an seinen Tod eingesetzt."

Der alte Stolo hatte seine bisherige Ruhe verloren, als auch Neipperg sich in den Kampf gegen ihn mischte. Von einem Zürcher vermochte er eine Häresie allenfalls noch zu ertragen; daß aber auch ein Pfälzer Ritter sich auf die Seite des Zwinglianismus schlagen sollte, war ihm ein schrecklicher und unerträglicher Gedanke. Erst kochte es in ihm, dann nach gewaltiger Arbeit sprudelte er stotternd und kreischend die Worte heraus: „Mathematika, hat Dr. Luther gesagt; ich brauche die Mathematikam nicht; ich will einfältig glauben; wer da zweifelt, der ist, wie die Meereswoge.

Ich will das Grübeln nicht. An Christi Wort soll man glauben."

„Wir wollen auch glauben", sagte Meiß, „und wir glauben auch. Es ist nur die Frage, woran wir glauben sollen. An Christi Wort glauben wir. Aber welchen Sinn Christus mit diesem Worte verbunden habe, das ist die Frage. Ihr bringt Gründe für eure Auslegung, wir für die unsre. Diese Gründe müssen geprüft und abgewogen werden. Ihr könnt nicht verlangen, daß wir an eure Auslegung glauben sollen. Eure Auslegung wollen wir prüfen."

„Auslegung?" rief Stolo; „da ist nichts von Auslegung, da ist das klare Wort: das ist. Das soll mir kein Teufel rauben."

„Wie wenn nun", fuhr der in der Siegesgewißheit ruhiger gewordene Zürcher fort, „wie wenn nun ein Sabellianer käme, und spräche: Da stehts geschrieben, wer mich siehet, siehet den Vater; ich und der Vater sind eins, also ist Christus und der Vater eine Person, das muß man glauben — und ihr brächtet nun Gründe dagegen. —"

„Ei freilich," fiel Stolo ein, es heißt ja nicht: wir sind einer sondern: wir sind eines, also ein Wesen, nicht eine Person!"

„Vernunftgründe, Mathematika! würde der Sabellianer rufen; Christus sagt: wer mich siehet, der siehet den Vater. Da muß ich kindlich glauben."

Stolo ward roth vor Zorn. Diller hatte bisher mit dem äußersten Mißbehagen dem Wortgefechte zugehört; er hatte hören müssen, wie die alten zwischen Zwingli und Luther zwanzigmal gewechselten Argumente wieder in Reih' und

Glied aufmarschirten; ihm that jeder solche Disput über das innerste zarteste Heiligthum des christlichen Glaubens so wehe, als ob ihm ein paar Anatomen sein Herz bei lebendigem Leibe zerschnitten und zergliederten; mehrmals war er schon daran gewesen, die Streitenden zu unterbrechen, war dann aber doch davon abgestanden, weil er es für besser hielt, sie erst einmal ihre Standpunkte entfalten zu lassen; jetzt aber, wo die Unterredung aufhörte eine ruhige zu sein, wo die Gemüther sich erhitzten und die Unterredung in Streit überzugehen drohte, jetzt hielt er es an der Zeit, einzugreifen, und hatte eben beschlossen, mit gewichtigem Mahnruf ein Halt zu gebieten, als ihm Neipperg zuvorkam mit dem Rufe: „Wir wollen unsern ehrwürdigen Wirth zum Schiedsrichter aufrufen!“

Dieser Ruf bewirkte eine kleine Pause. Diller sah die Streitenden nacheinander an mit einem heiligen ernsten Blick, in welchem etwas wehmüthiges lag, und doch wieder mit einem überlegenen Lächeln um den Lippen. Es lag etwas unaussprechliches in diesem bloßen Blick. Wäre Christus in diesem Augenblick sichtbar erschienen, er würde, wenn auch mit noch unendlich höherem, heiligerem und himmlischerem, doch mit einem ähnlichen Blick voll Wehmuth und Lächeln die waidlichen Kämpfer angesehen haben.

„Wenn ich Schiedsrichter sein soll,“ hub Diller bedächtig an, „so muß ich sagen, daß mein Freund Stolo in einer Hauptsache allerdings Recht hat.“

Neipperg war höchst betroffen, und hing fragenden Blickes, wie einer der etwas unbegreifliches gehört hat, an seines Meisters Mund. Stolo blickte selbstvergnügt auf seinen Teller, und fing an mit der Gabel zu spielen. Junker

Meiß aber fühlte sich durch Dillers Wort unsanft berührt, und richtete, wenn auch in bescheidenem Tone, an ihn die verwunderte Frage:

„Aber sprecht, Herr Hofprediger, was soll denn dieser Genuß des Leibes und Blutes Christi nützen? Heißt uns denn nicht der Herr unsern ganzen und einigen Trost auf seinen Versöhnungstod bauen?“

„Gewiß, mein lieber Junker,“ antwortete Diller. „Und ich weiß recht wohl, daß dies der Grund war, der den edlen und frommen Ulrich Zwingli bewog, einen Lehrsatz zu bestreiten, welcher ihm überdies — leider — mehr im Tone der Leidenschaftlichkeit und Rechthaberei als in der Sprache der Liebe und mit überzeugenden Gründen entgegengestellt wurde. Zwingli stellte zuerst nicht gegen Luther, sondern gegen die Lehre vom Meßopfer den an sich ganz biblischen Satz auf: daß das Abendmahl des Herrn nicht eine Wiederholung, sondern ein Wiedergedächtniß des einigen Opfers Christi sei.“

„Und war das nicht genug?“ fragte der Zürcher.

„Es war ganz wahr, aber noch nicht die ganze Wahrheit,“ versetzte Diller. Ihr habt vorhin selbst darauf gedrungen, daß die Einsetzung des heil. Abendmahles aus dem Zusammenhange der ganzen Heilslehre müsse verstanden werden. Ihr habt erwähnt, daß die Jünger nothwendig an das Gespräch zu Capernaum sich hätten erinnern müssen. Ich gebe dies zu; aber gerade hier scheint mir nun der Irrthum eures mit Recht verehrten Meister Zwingli zu sitzen. Er legt die Rede Christi zu Capernaum nicht in ihrem vollen tiefen Sinne aus. Er erklärt das Essen des Fleisches und Blutes Christi geistig; sein Fleisch essen, soll

heißen: an sein Wort und an seinen Tod glauben. Der Herr sagt aber allerdings: sein Fleisch sei wahrhaftig eine Speise."

„Er sagt aber auch: das Fleisch ist nichts nütze," warf Meiß ein.

„Gewiß sagt er das nicht darum, um wieder umzustoßen, was er zuvor gelehrt hatte! Dem fleischlichen Sinne der Capernaiten, welche an ein gemeines irdisches Essen des Fleisches Christi dachten, und dann auch wohl dem Fleischessinn der Jünger, denen es bei jener Eröffnung über die Hingabe Christi in den Tod grauen wollte, stellte er die Forderung entgegen, daß man seine Worte im Geiste, im heiligen Geiste und geistlichen Sinn verstehen und auslegen müsse. Geistlich auslegen und geistig auslegen, ist aber zweierlei. Geistlich sie auslegen, heißt: sie im Zusammenhange mit der ganzen Heilsordnung verstehen."

„Und diese Heilsordnung," versetzte Meiß, „besteht darin, daß wir an Christi Tod glauben müssen."

„Und nicht auch an seine Auferstehung? Und nicht an seine Herrlichkeit, da er alles in allem erfüllet? Und nicht daran, daß wir Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinen Beinen werden sollen? (wie der Apostel an die Epheser schreibt.) — Laßt mich etwas ausführlicher darüber reden; vielleicht daß es mir gelingt, auch einen Blick aufzuthun. Der Christ steht zu seinem Heiland in einem doppelten Verhältniß. Erstlich steht der Christ vor dem Richterstuhle Gottes als ein armer Sünder, der Gottes Gebot übertreten hat, mit Schuld beladen ist, und keine eigene Gerechtigkeit vor Gott zu bringen vermag. Hier tritt Christus auf als sein Stellvertreter und Fürspre-

cher, als der, welcher für ihn alle Gerechtigkeit geleistet, alle Schuld getragen und alles gut gemacht hat; es ist der Heiland der Mensch geworden ist und das Gesetz erfüllt hat und das Opfer am Kreuze gebracht hat. Hier gilt es zu glauben an ihn, der uns versöhnt hat, und an sein heiliges Leben und sein unschuldiges Leiden und Sterben, und an die Kraft seines Leidens, dadurch der Richter sich in einen Vater verwandelt und uns gerecht spricht um Christi willen. Dieser Glauben ist ein festes Vertrauen, eine Gesinnung, ein Anschauen Christi, und vor diesem Glauben steht der gepredigte Christus, wie er einst gelebt und gelitten hat, gerade so, wie das Bild eines verstorbenen Freundes vor der Seele steht. Dieses gläubige Anschauen des innern Bildes Christi wird aber Niemand als ein „Essen Christi" bezeichnen, so wenig als einer, der an seinen verstorbenen Vater sich erinnert hat, wohl sagen wird: Ich habe so eben meinen Vater gegessen."

Stolo nickte erfreut mit dem Kopfe; Neipperg blickte Diller'n mit staunender Begeisterung an, und auch Meiß konnte sich eines unwillkührlichen Lächelns und einer innern Zustimmung nicht erwehren. Der Hofprediger aber fuhr fort:

„Wenn der Herr mit so wiederholtem Nachdrucke sagt, sein Fleisch sei wahrlich eine Speise; man müsse sein Fleisch essen und sein Blut trinken, um am ewigen Leben und an der Auferstehung Theil zu haben; man müsse (V. 57) ihn essen; er sei das rechte Brod vom Himmel, das der Welt Leben gebe: so will er damit doch wohl noch etwas mehr sagen, als man müsse in gläubiger Erinnerung dasjenige geistig anschauen, was er für die Menschen gethan und ge-

litten hat. Und in der That, er und seine Apostel lehren uns ja noch von einem andern, zweiten Verhältniß, in welchem der Christ zu seinem Heilande steht. Er ist nicht bloß der Mittler und Stellvertreter, der zwischen uns und den Richter tritt mit demjenigen, was er einstmals in der Niedrigkeit vollbracht hat; wenn die Seele durch den Glauben an dies geschehene Werk und Opfer Christi die Gerechtigkeit vor Gott ein für allemal empfangen hat, dann beginnt für sie erst noch ein neues, herrliches Verhältniß: ihr Heiland wird ihr Bräutigam, und das ist ein großes, tiefes, heiliges Geheimniß. Weinstock und Reben — Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein — das sind zarte Andeutungen, welche die heil. Schrift uns davon gibt. Er will ein Leben in dem Menschen entzünden, welches von oben stammt, ein neues Leben; nicht bloß ein neues Denken, Meinen, Wollen; nicht bloß eine neue Gesinnung; nein, nein, ein neues Leben. Gedanken werden uns durch Worte mitgetheilt, Leben durch Zeugung. Das Leben ist das tiefinnerliche, der Grund des Seins, aus welchem die Gedanken und Gesinnungen herauswachsen. Dasjenige in uns, was unsterblich ist, was bleiben und auferstehen soll, muß gespeist werden mit der verklärten Menschheit Christi, um ewiges Leben zu empfangen und auferstehen zu können. Christus ist das Brod zum ewigen Leben, das Brod vom Himmel. An dieses Wort mußten die Jünger denken, als der Herr sein Abendmahl einsetzte, und daran haben sie gedacht, und so haben sie es verstanden, wenn Paulus auslegt: Das Brod, das wir brechen, ist die Gemeinschaft des Leibes Christi. Hier gilt es allerdings nicht zu grübeln, sondern zu glauben."

„Ich weiß wohl,“ sagte Meiß, „es ist auch bei uns ein Mann von Genf aufgetreten, und hat diese Lehre den Unsrigen vorgetragen, und sie haben ihm so ziemlich beigestimmt. Aber ich begreife doch noch nicht, wie Christus uns seinen Leib und sein Blut mittheilen kann, wenn er wahrhaft gen Himmel gefahren ist.“

„Sein Leib ist verklärt und angethan mit Herrlichkeit,“ erwiederte Diller, „und wie ein verklärter Leib beschaffen ist, wissen wir nicht. Wenn aber Christus schon in unverklärtem Leibe seine heilende, körperliches Leben verleihende Kraft dem Knechte des Hauptmanns von Capernaum und dem Sohne des königlichen Beamten hat mittheilen können, obwohl er von ihnen entfernt war, so wird jetzt, wo er mit Herrlichkeit umkleidet ist, der Raum noch weniger eine hemmende Schranke für ihn bilden, daß er sich nicht wahrhaftig darreichen könnte, wem und wo er wollte.“

Junker Meiß schüttelte noch etwas ungläubig den Kopf. In dem Augenblicke trat Kanzler Probus ein, und das Gespräch ward unterbrochen. „Ich bringe eine angenehme Neuigkeit,“ sagte Probus; „es ist gelungen, unsern alten Churfürsten zu dem kühnen Schritt zu bewegen; gerade das Unerhörte schien ihn zu reizen. Dr. Gründler soll von nächster Ostern an als Professor der Medizin, und seine gelehrte Frau als weiblicher Professor der Eloquenz zu Heidelberg Vorlesungen halten.“

„Ein weiblicher Professor!“ rief Junker Meiß.

„Und bis dahin,“ fuhr Probus fort, „denn früher werden die nöthigen Gelder nicht flüssig, sind sie vom Grafen Erbach freundlich eingeladen, auf seinen Gütern zu verweilen.“

Neipperg erbat und empfing nähere Auskunft über diese Personen. Die Unterhaltung wendete sich auf verschiedene Tagesbegebenheiten. Einmal noch fand Neipperg Zeit, ein paar weitere Fragen über den Gegenstand des abgebrochenen Gespräches an Diller zu richten. Dieser empfahl ihm das Studium der Schriften Luthers. Nach einiger Zeit trennte man sich, Junker Meiß, um seine Reise nach einigen anderen Universitäten fortzusetzen, Neipperg voll Zufriedenheit, daß Diller ihn selbst an Luther als an den höheren Meister gewiesen und so dem Problem: ob Luther? ob Diller? die befriedigendste Lösung gegeben hatte.

Fünftes Kapitel.

Sorgen.

Ein Knäblein spielte auf einer Haide, pflückte Pulsatillen, suchte versteinerte Schnecken, und haschte nach den ersten Schmetterlingen des Frühlings. In seinem Spiel kam es wie von ohngefähr an eine Stelle, da die steinigte Haide sich senkte, und unter einer niedlichen Felsenwand ein Brünnlein hervorsprudelte. Würzige Teichmünze blühte am Rande des glockenhellen Wässerchens; er ging dem Rinnsal nach, holte glattgewaschene Steinchen aus den klaren gekräuselten Wellen hervor, sprang bald auf das rechte, bald auf das linke Ufer, und kam immer weiter dem Bache entlang zwischen die steiler sich rundenden Höhen hinein, ohne zu bemerken, wie die seichte Thalrinne bereits zur

tiefen mächtigen Mulde geworden war. Das Bächlein, von verborgenen Quellen rechts und links gespeist, rauschte lauter und wilder in hundert kleinen Wasserfällen über die Klippen hinab. Büsche wuchsen die Höhen hinan, und das Knäblein tändelte mit steigendem Entzücken auf dem weichen Moosteppich zwischen den alten Büschen und bald unter schattigen Tannen dahin. Mittlerweile war der Bach in steiler Kluft tiefer hinabgestürzt; das Knäblein, um sich nicht von ihm zu trennen, klomm den moosigen feuchten Abhang hinab an das Ufer, und folgte demselben auf schmalem Pfade, der sich bald zwischen der tobenden Fluth zur linken und einer schroffen Felswand zur rechten hinzog. Die Büsche und Bäume waren oberhalb der Felswand zurückgeblieben. Ein wilder Donner schlug von unten zu dem Ohr des Knäbleins empor; vor ihm stürzte der Gießbach in einen Felsenkessel; neben dem Gießbach sprang der Pfad über jähe Felsenspitze steil hinab; drüben von der jenseitigen Höhe tobte noch ein zweiter Sturzbach steilrecht in den Kessel hinab. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es das zarte Knäblein den Pfad hinunter; sein selbst und der Gefahren unbewußt, hüpfte, klomm, und sprang er hinab; und dann kam er an einen zweiten tieferen Felsenkessel, und neue Wasserfälle rauschten herab in den Waldstrom, und abermals trugen lebensgefährliche Sprünge ihn hinunter; und weiter zog es ihn, und die Marmorwände starrten jetzt hunderte von Klaftern hoch um ihn her, starrten himmelhoch empor, bis wo auf den höchsten Zinnen die Riesentanne klein wie ein Wachholderbusch erschien, und ein schmaler Saum blauen Himmels hereinschaute; starrten grausig hinab, wo der Strom unter eingestürzten Riesentrümmern

sich hindurchwühlte, und der jähe Fußpfad zwischen aufgerichteten Felsennadeln und Tafeln sich hinabdrängte. Die schäumende Fluth donnerte in eine Kluft hinunter, deren Tiefe der Blick des Knaben nicht mehr zu erreichen vermochte; Steine, die er hinabwarf, gaben wie aus tiefem Brunnen, erst nach geraumen Augenblicken durch den hohlen Schall ihres Plätscherns Kunde von ihrer Ankunft. Eine scharfe Zugluft wehte in diesen Schluchten, und nun ward schmäler und schmäler der ängstliche Pfad; noch einmal trug den Knaben ein kühner Sprung in größere Tiefe, er mußte den Stamm einer schwankenden Birke ergreifen, die quer aus dem Felsen hervorwuchs, und so ließ er sich nieder; aber jetzt führte der Pfad hart an den Rand des schrecklichen Schlundes; hunderte von Klaftern senkrecht unter sich sah der Knabe den Waldstrom brausen, und dicht neben ihm stieg die Felswand gen Himmel; eingeklemmt sah er sich zwischen Mauer und Abgrund; die Zugluft steigerte sich zum Sturmwind, kaum hundert Schritte vor sich sah er Wand und Fels und Pfad verschwinden, sah die Abhänge sich hinabstürzen in einen sturmbewegten See, und bergetief unter seinen Füßen durch Nebel und Wolken hindurch sah er Schiffe geschaukelt im Kampfe mit den brandenden schäumenden Wogen; und dann sah er wieder in den Abgrund neben sich, und da schwindelte ihm, und er beschloß zurückzukehren, woher er gekommen, und zitternd ging er bis zur Stelle seines letzten Sprunges, aber die Birke an der er sich herabgelassen, war wieder emporgeschnellt, und reckte spottend ihren unerreichbaren Wipfel hoch über ihn in die Luft. Er war verloren; die Sinne

schwanden ihm, und wer vermag es kund zu thun, was aus dem Knaben geworden ist? —

An dem Ufer des Bächleins, das so lieblich entspringt und dann in so grausige Schlünde hinabführt, sind aber seitdem gar Viele hingetändelt, und Mancher, hat dem Knäblein gleich, zu spät erst an den Rückweg gedacht. Auch Cornelia wandelte träumend dem Bache entlang, und hatte, ihrer unbewußt, schon mehrere Sprünge gethan, schon schritt sie auf den Zaubermatten unter den Edeltannen dahin, und hörte schon den Donner der ersten Wasserfälle rauschen.

Jetzt saß sie im gewölbten Bogenfenster in dem Hause des Kanzlers Hartmann von Eppingen, eines feingebildeten Staatsmannes, und treuen Rathes des alten Churfürsten. Ihr gegenüber in demselben Bogenfenster saß ihre Freundin, Lina, Hartmanns spätgeborene jüngste Tochter. Seit Cornelia mit ihrem Oheim in Heidelberg weilte, hatte sie mit inniger Herzensliebe an die ziemlich gleichalterige Lina von Eppingen sich angeschlossen. Beide Jungfrauen waren mit Sticken beschäftigt. Lina plauderte heiter über Tagesgeschichten und Festlichkeiten, und stickte emsig an einem grünen Papagei; Cornelia stickte den Eingang einer Kirche, hielt aber oft inne, blickte schwärmerisch auf das vollendete Spitzbogenportal und auf die Rose darüber, und dann, wenn sie jugendliche Tritte auf der Straße hörte, warf sie wieder einen schnellen, mehr ängstlichen als neugierigen Blick durch das Fenster hinab.

„Kennst du den Mann, der dort geht?" fragte Lina, als eben ein ältlicher etwas hagerer Mann in schwarzem

Gewande vorüberging, dessen Nase weit spitziger und länger war, als die anderer Menschenkinder.

„Nein,“ erwiederte Cornelia, „wer mag es sein? Ich habe ihn schon öfter vorbeigehen sehen; er hat etwas bedeutendes in seinem Gesichte, und pfiffige Aeuglein.“

„Es ist der witzigste Mann in der Churpfalz,“ erwiederte Lina, „klug und pfiffig, gelehrt und gewandt, und dabei die geradeste, ehrlichste Seele, die man sich denken kann. Der Geheimschreiber des Churfürsten, Hubertus Thomas.“

„Ah, von dem hab' ich schon viel gehört.“

„Er ist, wenn du so willst, des alten Herren Hofnarr; d. h. er hat das Vorrecht, ihm die bittersten Wahrheiten sagen zu dürfen, und da er das mit unverwüstlich guter Laune thut, so nimmt der alte Herr es ihm niemals übel. Sie sind eigentlich alte Freunde; denn Hubertus ist seit einunddreißig Jahren des Fürsten steter treuer Begleiter auf allen seinen Reisen und Irrfahrten gewesen, und hat oftmals die Rolle des Gewissens übernommen.“

„Da verdient er den Dank des Landes, und die Achtung jedes Unterthanen,“ sagte Cornelia.

„Es wäre gut, wenn Jedermann so einen Geheimschreiber und lustigen Rath hätte; man würde weniger dumme Streiche machen,“ erwiederte Lina.

„Ich denke, du bedarfst eines solchen nicht,“ sagte Cornelia.

„O jeder Mensch könnte so ein angestelltes Gewissen neben dem naturwüchsigen brauchen,“ versetzte Lina, „glaube mir das!“

„Eine treue Freundin —“ lispelte Cornelia.

„Ist Goldes werth!" fuhr Lina fort. „Aber die treue Freundin gibt erst dann ihren guten Rath zum besten, wenn ich mich ihr entdecke. Und siehe, gerade das Entdecken hält oft so schwer. Wo ich eine schwesterliche Zurechtweisung am nöthigsten hätte, fliehe ich eine solche, und bin scheu, und vergrabe meine Verkehrtheiten in mich selbst, und meine liebe Freundin merkt gar nicht einmal, wie viel närrisches Zeug in dem kleinen braunen Köpfchen vorgeht. Da möchte ich nun einen solchen lustigen Rath haben, der mir's an den Augen und an der Nase ansehe, woran es inwendig fehlt, und wie ein gelahrter Wunderdoktor vor mich hintrete, und mir sagte: Gnädiges Fräulein leiden seit acht Tagen an einer fixen Idee; ein paar Schuhe mit ellenlangen Schnäbeln rumort in Ew. Gnaden Kopf; haben dieselben an Frau von Hettstatt gesehen, und können nun die Idee nicht los werden, auch solche Schnabelschuhe zu besitzen."

Lina hatte das im Scherz leicht hingeredet; aber Cornelia war beim Anfang dieser Worte ernst geworden, und erröthete ein wenig. Wie wohl wäre ihr gewesen, wenn man auch ihr zu einer Mittheilung dessen, wovon ihr Herz so voll war, verholfen hätte. Wie gerne hätte sie der Freundin sich geoffenbart; aber wie sollte sie anfangen? O, daß doch ein lustiger Rath gekommen wäre, und gesagt hätte: Beim gnädigen Fräulein ist es nicht richtig, ein hochgelahrter Studiosus hat Platz genommen in Dero Seele! — Als Lina auf die Schnabelschuhe kam, fühlte Cornelia sich zugleich erleichtert und doch auch wieder enttäuscht. Ein Liebesgeständniß der Freundin wäre ihr jetzt, als Einleitung zu ihrem eigenen, weit willkommener gewesen.

„O geh weg," rief sie lebhaft, „dazu sollte es eines

Hofnarren bedürfen! Wenn dich keine weitere Sehnsucht plagt, als die nach einem Paar neuer Schnabelschuhe, so darfst du nur kecklich zu deinem Vatter gehen und ihn darum bitten."

„Und welche weitere Sehnsucht sollte mich plagen?" fragte Lina ganz unbefangen. In dem Augenblicke fiel ein zufälliger Blick Corneliens auf Johannes Posthius, der die Straße kreuzte, und, wie er ihr erschien, sofort auch wieder verschwand. Das Herz schlug ihr, und eine plötzliche Röthe ergoß sich über ihre Wangen. Die Freundin, welche von ihrem Platze aus Johannes nicht hatte sehen können, und von seinem Dasein überhaupt nichts wußte, mußte dies Erröthen auf ihre gethane Frage beziehen, und sah Cornelien betroffen an. Dadurch steigerte sich deren Verwirrung. Glücklicher oder unglücklicher Weise errieth aber Lina die Gefühle der Freundin nicht im entferntesten, sondern sah sich selbst für den Gegenstand ihres Erröthens an.

„O liebste Cornelia," rief sie, „glaubst auch du dem nichtigen Geschwätz? Ja, man will mich durchaus verliebt und verlobt haben; aber bei unserer Freundschaft betheure ich dir, es ist an der ganzen Geschichte auch nicht Ein wahres Wort. Ich habe den jungen Neipperg neulich in einer Gesellschaft getroffen; ich habe munter und freundlich mit ihm geredet, wie ich's mit jedem andern hübschen Junker ebenfalls würde gethan haben, und daraus hat nun die geschäftige Zunge des Gerüchtes sogleich einen Roman gemacht."

Cornelia hatte noch kein Wort davon gehört, ließ aber den Schein bestehen, als ob ihr Erröthen und ihre Verwirrung der Freundin gegolten hätte, und versetzte neckend

„Ja, das wird doch wohl nicht so ganz ohne sein. Dieser Junker Neipperg soll sehr schön und sehr reich sein —“

„Hast du ihn noch nicht gesehen?“ fiel Lina ein.

„Nicht daß ich wüßte,“ sagte Cornelia. „Aber statt eines Papageien solltest du ein stattlich Ritterschloß sticken, und den Traum deiner Zukunft dir vor Augen malen.“

„Du willst wohl einem Pfarrherrn deine Hand reichen?“ erwiederte Lina, arglos den Scherz erwiedernd, „weil sich dir der Traum deiner Zukunft in einer Kirche darstellt.“

„O,“ seufzte Cornelia ernst, „wir sollten über so wichtige Dinge nicht so leichtfertig scherzen. Geliebte Lina, wer wird mich, die vermögenlose Waise, zum Altare führen? O Lina, den Traum hab' ich schon oft geträumt, als eine stille schlichte christliche Pfarrfrau in dem kleinen Kreise eines Gebirgsdorfes zu walten, Kranke zu besuchen, der Armen mich anzunehmen, und — —“

Da ging die Thür auf, und herein trat an der Seite des alten Kanzlers von Eppingen der Junker Neipperg. Als der Kanzler ihn den beiden Jungfrauen vorstellte, warf Cornelia auf Lina einen kurzen schelmischen Blick, als wollte sie sagen: Da scheint es denn doch nicht ganz ohne zu sein; der Junker hat Absichten. Als dem Junker ihr Name genannt ward, richtete er einen aufmerksamen Blick auf sie, und ein dritter hätte bei genauerer Beobachtung glauben können, daß Neipperg's größere Theilnahme und Aufmerksamkeit sich Cornelien zuwende. Die anmuthige, heitere, blauaugige Lina war ihm, wie Jedem, eine willkommene Erscheinung, und scherzend ging er in ihr munteres Wesen ein; aber um scherzen und tändeln und leichthin plaudern zu können, mußte er zuvor aus seinem eigenen

Wesen herausgehen; er war eine ernste Natur, und daher fühlte er sich, während er gleicherweise mit beiden sprach, zu der sinnigen Cornelia innerlich weit mehr hingezogen und mit ihr seelenverwandt. Cornelia war in diesem Gespräche höchst unbefangen, da sie in ihm den künftigen Bräutigam ihrer Freundin zu sehen wähnte; dabei war sie ungewöhnlich ernst, weil der Gedanke an bräutliches Glück der Freundin den naheliegenden Gedanken an ihr eigenes noch so ferneliegendes, so unwahrscheinliches Glück in ihr wach rief. Unwillkührlich mußte sie die süße theure Erscheinung ihres Johannes mit der Erscheinung dieses ihr völlig gleichgültigen Ritters zusammenhalten, und fühlte nun erst recht voll und tief, welch ein herrlicher Mensch Johannes sei, und wie viel der Junker hinter ihm zurückstehe. Dann dachte sie aber, mit welchem Auge, welcher Empfindung Lina den letzteren anschauen werde, und fühlte sich ihm zum Danke verpflichtet für das Glück, das der theuern Freundin in ihm aufgehen sollte, und blickte ihm mit tiefem Wohlwollen in das Auge. „O wie gönn' ich ihr diese Wonne," dachte sie bei sich selbst, „o wie neidlos will ich mich mit ihr freuen; wann wird die Stunde schlagen, wo Johannes so neben mir steht?" Ihr Herz war übervoll; was sie sprach, kam so aus dem Grund ihrer Seele, war so innig, so wahr, so in den Zauber einer tiefen Wehmuth getaucht, daß Neipperg eine stille Bewunderung für sie empfand.

Und als er sich verabschiedet hatte, und nach seiner Wohnung ging, dachte er: „Dies ist wirklich ein treffliches, edles Wesen; ich will fortfahren, sie still zu beobachten;

vielleicht daß ich mich wirklich einmal entschließe, ihr meine Hand zu reichen."

In den Abendstunden des nämlichen Tages, eines schwülen Junitages, saß Johannes Posthius einsam und traurig auf einem Felsen in der Nähe des Wolfsbrunnens. Er hatte ein Büchlein in der Hand, aber diesmal nicht Plutarch, sondern ein Psalmbüchlein. Er öffnete es, und nahm vorsichtig einen Strauß getrockneter Maiblumen daraus hervor, betrachtete ihn lange, küßte ihn, legte ihn wieder hinein, schloß das Buch und schob es in seine Brust. Dann blickte er um sich, blickte nach dem Brunnen hinab, nach der Wiese hinauf, und seufzte. Kein Hifthorn ließ sich hören, kein Huftritt der Rosse klang auf den Felsen wieder. Das Gurren der Waldtaube war verstummt; die Nachtigall hatte aufgehört zu schlagen; droben am Königsstuhl hing ein schwärzlich graues Gewölk, und ballte sich und wehte über's Thal herüber; die Blätter der Bäume fingen an zu rauschen; der Schiffer unten auf dem Flusse zog sein Segel ein, der Donner fing an zu rollen, und dicke schwere Tropfen plätscherten herab. Johannes fühlte den Regen nicht; das Gewitter zog rasch vorbei; der Wind jagte die letzten Wolken auseinander, und die jenseitigen Höhen standen vom Rothgold der Abendsonne entzündet; Johannes sah sie nicht. Er blickte zur Erde nieder, und trübe Gedanken, schwere, peinliche Sorgen zogen durch seine Brust, Wolken, die kein Südwind verjagen wollte, über seine Stirn.

Er hatte lange gesessen; da klopfte ihm eine Freundeshand auf die Schulter. Er fuhr empor. „Hermann, bist du's?" rief er, und hielt mit Müh' eine Thräne zurück. Ein andrer Student, ein breitgebauter Junge mit vollen

Wangen und wohlwollenden, sanften Zügen, stand vor ihm. „O daß ich dich wieder habe!“ Hermann Becker war sein Herzensfreund. Er war durch eine schwere Krankheit seines Vaters zu Hause über die Ferien hinaus aufgehalten worden und heute erst nach Heidelberg gekommen. Sie lagen einander in den Armen; Johannes preßte ihn stürmisch an die Brust. „Was macht dein Vater?“ war die erste Frage. „Er ist mit Gottes Hülfe genesen,“ antwortete Hermann, „aber was machst du? — Ich ging, sobald ich ankam, in deine Wohnung, und fand dich nicht. Aber gehört habe ich von dir, gehört allerlei wunderliches und unbegreifliches. Gehört habe ich, daß Johannes ein Einsiedler geworden, daß er die fröhliche Gesellschaft der Studenten flieht, daß er arbeitet vom frühen Morgen bis zum Abend, und dann nach kurzer Rast wieder vom Abend bis gegen den lichten Morgen; und da habe ich den Kopf geschüttelt, und habe gefragt: Wo ist er denn? und dein Hauswirth, der alte Zinngießer, hat gesagt: Jeden Tag um diese Zeit geht er spazieren; und ich habe gefragt: wo geht er denn hin? und die alte Tante hat geantwortet: er sagt es nicht, aber wir wissen's doch; an den Wolfbrunnen geht er, mag das Wetter sein, wie es will. Und da bin ich denn auch trotz Wetter und Donner herausgegangen, und habe ihn gefunden, den irrenden — liebenden Ritter.“

Johannes entriß sich Hermann's Händedruck, als ob ihn eine Tarantel gestochen hätte, und wollte forteilen. „Hab' ich's getroffen?“ rief Hermann, hielt ihn am Arme und zog ihn neben sich auf den Felsen nieder. Johannes ließ sein Haupt müde an des Freundes Brust sinken. Dieser

strich ihm zärtlich, wie einem Knaben, mit der Hand über die Backen, und sprach:

„Es ist die höchste Zeit, daß ich gekommen bin, Johannes! Dein Zustand wäre bedenklich geworden. Deine Liebe muß eine hoffnungslose sein oder mit schweren Hindernissen zu kämpfen haben, und nun vergräbst du dich. Das darf nicht sein. Du mußt dich mir entdecken, und ist die Sache hoffnungslos, so mußt du deine Neigung überwinden; lassen sich die Hindernisse aber besiegen, dann frisch Hand an's Werk!"

Dies „Hand an's Werk!" that Johannes innerlich wohl; er hob den Kopf und schaute dem Freunde hoffend in's Auge.

„Vorwärts! vorwärts!" rief dieser. „Du mußt das Examen bestehen. Wer ist deine Geliebte? wie heißt sie? wo hast du sie gesehen?"

„O sieh," hub Johannes an, indem er sein Buch wieder herauszog, und den Blumenstrauß entfaltete, „sieh! sieh! das hat sie mir — —" aber dann versank er wieder in Schweigen und schwärmerisches Brüten.

„Wie heißt sie?" habe ich gefragt.

„Cornelia von Strahlenfels, eine Nichte des Hofrichter von Venningen."

„Ein feines Fräulein; ich habe sie einmal in Sulzbach gesehen. Aber von Adel."

Johannes seufzte.

„Wie kamst du mit ihr zusammen?"

Johannes erzählte ausführlich; am ausführlichsten die Geschichte jenes Nachmittags am Wolfsbrunnen. Und o

wie that es ihm wohl, endlich einmal dies erzählen, schildern, malen, sein Herz ergießen zu können!

„Und seitdem sahst du sie nie mehr", fragte Hermann.

„Nie mehr; wo sollte ich Gelegenheit finden."

„Und du weißt nicht, ob sie dich liebt?"

„O wenn ich das wüßte!

„Freund, die Sache steht schlecht. Fühlst du die Kraft in dir, diese Liebe zu bekämpfen?"

„Tödte mich! Hermann, tödte mich!" schrie Johannes, und warf sich wie verzweifelnd zur Erde.

„Nun, eh' ich dich tödte, Alter, will ich doch zuvor noch sehen, ob nicht anderswie Rath geschafft werden kann. — Ist sie reich?"

„Sie ist eine Waise; ihr Oheim hat verheirathete Söhne, die ihn erben; soviel ich erkunden konnte, besitzt sie kein Vermögen."

„Das ist gut. Das erste, was du zu thun hast, ist, dir Gewißheit zu verschaffen, ob sie dir geneigt ist. Wäre das nicht der Fall, so wäre alles weitere Handeln pure Tollheit."

„Und eben vor dieser schrecklichen Gewißheit zittre ich."

„Willst du zu Grunde gehen, so fahre fort zu zittern und zu zweifeln. Du hast mir von Fulvia Morata erzählt; du kennst den Professor Mycill, du kennst den Kanzler Probus. Genug. Ungesäumt gehst du morgen zu Morata, bittest sie um ein Buch, und bittest sie um Erlaubniß, sie öfter besuchen zu dürfen. Das weitere will ich dann machen."

Johannes sprang dem Freunde um den Hals. Sein krampfhaft schmachtendes Wesen war hinweggebannt; er fühlte seine Sehnen von Thatkraft gestählt.

Auf dem Heimwege fing Hermann, um ihn zu zerstreuen und seine Gedanken von dem einen Gegenstand abzulenken, über einige wissenschaftliche Gegenstände mit ihm zu reden an. Er ging darauf ein, und zwar mit solchem Feuer, solcher Aufregung und fieberhaften Gluth, daß der Freund rasch einsah, dies sei der rechte Weg nicht, seine Seele in eine ruhige Stimmung zu versetzen. Es ward ihm klar, Johannes hatte in leidenschaftlichem Studium ein gewaltsames Gegengewicht für seinen leidenschaftlichen Liebeskummer gesucht. „Seit wann hast du nicht mehr geschlafen?“ fragte er ihn, und preßte mit einiger Mühe das Geständniß heraus, daß Johannes die drei letzten Nächte gar nicht in's Bett gekommen sei. „Nun wundre ich mich nicht mehr“, rief er, „daß so ein schmachtender Ritter, so eine weiche, weinerliche, empfindsame Seele aus dir geworden ist. Fährst du so fort, so ruinirst du dich an Leib und Seele. Heut' Abend kommst du mit mir in unsre alte fröhliche Gesellschaft.“

Johannes graute davor; aber Hermann bezwang sein Widerstreben. Er mußte mit. Hermann stellte ihn dem Kreise der Studiengenossen als einen durch vieles Studiren Krankgewordenen dar; die Andern, die glücklicherweise nur von seinem Lucubriren, nicht von seiner Liebe, erfahren hatten, glaubten das, suchten ihn gutmüthig durch allerlei Scherze und Possen zu erheitern; man sang, man trank; Johannes fühlte sich wirklich angenehm zerstreut und gestärkt, und als er nach zehn Uhr heimkam, und sich zu Bette legte, sank er in einen tiefen, gesunden Schlaf.

Des andern Vormittags ging er zu Fulvia, und fand sie mit Einpacken beschäftigt. Sie empfing ihn mit großer

Achtung. Er vernahm aber zu seiner Bestürzung, daß sie im Begriffe sei, in wenigen Tagen mit ihrem Gatten auf die Güter des Grafen von Erbach zu ziehen. Er führte indessen seinen Entschluß, sie um ein Buch — nur für zwei Tage — zu bitten, aus. Gerne gewährte sie seinen Wunsch. Er durfte sie nicht lange aufhalten, und doch mußte er bei ihrer nahe bevorstehenden Abreise nur um so dringender irgend einen Schritt im Interesse seines Herzensanliegens vorwärts thun. Aber gerade dieser unerwartete Drang der Zeit verrückte ihm gänzlich das Concept; er sollte nun in aller Eile einen neuen Plan aussinnen und sogleich zur Ausführung schreiten; er wollte so — er wollte anders anfangen; seine Schüchternheit und Verlegenheit ließen ihn nicht zu Worte kommen; Fulvia merkte wohl, daß er etwas auf dem Herzen habe, errieth aber nicht von Ferne, was es sei. Eben begann er ihr zu sagen, wie sehr leid es ihm thue, sie von Heidelberg scheiden zu sehen, da öffnete sich die Thür, und der ihm bis dahin völlig unbekannte Junker Neipperg trat ein.

„O das ist freundlich, Junker, daß ihr uns noch einmal aufsuchet, rief Fulvia ihm lebhaft entgegen, und in dem Augenblicke trat auch ihr Mann in's Gemach. Nachdem er den Junker begrüßt, wandte er sich zu dem schüchtern im Hintergrunde stehen gebliebenen Johannes und flüsterte ihm in's Ohr: „Junker Neipperg, ein frommer und gelehrter Ritter, ein Schüler des Monheim". Johannes hätte den frommen Ritter, dessen Eintritt all seinen Plan kreuzte, lieber überall andershin gewünscht, und blieb mißmuthig im Hintergrunde stehen, als ob er da ein baldiges Weggehen Neippergs abwarten wollte. Fulvia aber wandte sich auf

ihn zu, und sprach dabei zu Neipperg: „Wollt ihr mit diesem Jüngling lieber griechisch oder lateinisch oder hebräisch reden? Johannes Posthius wird euch in jeder dieser Sprachen als ein Meister antworten.“

Neipperg begrüßte ihn mit Achtung, nicht mit der Herablassung des Adligen gegen den Bürgerlichen, wohl aber mit der eines Mannes gegen einen Jüngling. Denn Neipperg hatte, so jung er selbst war, etwas festes, geprägtes, geschlossenes in seinem ganzen Wesen; Reisen und Welterfahrung gaben jeder seiner Bewegungen etwas sicheres und überlegenes; Johannes fühlte sich ihm als ein schüchterner, unerfahrener Student gegenüberstehen. Und wie gerne wäre Johannes jetzt ein gewiegter, gewandter Mann gewesen.

„Ihr seid Student?“ hörte er den Junker fragen; ach, und so vollwichtig seine Stellung und sein Ansehen war, so trefflich er sich unter den andern Studierenden dieser kleinen idealen Welt zu bewegen wußte: in der großen realen Welt war er eben nur: „Student“, und mußte des Junkers Frage wider Willen mit einem Ja beantworten.

„Ihr studirt Theologie?“ fuhr Philipp fort zu fragen, und als er auch diese Frage bejaht hatte, sagte Philipp: „Ei, mein lieber Johannes, wenn ihr ein so geschickter und fleißiger Studente seid, so hätte ich große Lust, euch die Pfarrei auf meinem Schloß und Dorf N* zu übertragen.“

Das erste Zusammentreffen mit einem bisher unbekannten Menschen hinterläßt oft einen unverwüstlichen Eindruck für die ganze Lebenszeit. Johannes fühlte sich im Innersten verletzt; der Junker wurde für ihn eine unangenehme Erscheinung. Neipperg hatte es bei seinem Anerbieten

herzlich gut gemeint, nicht sowohl mit Posthius, als mit seinem Dorfe, das er mit einem recht tüchtigen Pfarrer zu versehen wünschte; er konnte nicht ahnen, daß der Student sich schon von jeher viel höhere und größere Ziele gesteckt hatte, und noch weniger ahnte er die geheime Ursache, die ihn jetzt vor dem Gedanken an eine armselige Patronatspfarrei zurückscheuen ließ.

Johannes blieb stumm; nach einer kleinen Pause sagte er: „Mein Wunsch wäre, noch etliche Jahre zu studiren.“

„Nun, die Sache eilt nicht,“ erwiederte Neipperg, „bis dahin kann die Pfarrei verwest werden. Es ist keine schlechte Stelle, sie trägt 120 fl., damit kann ein rechtschaffener Mann sammt Weib und Kindern wohl auskommen. Ueberlegt euch die Sache.“

Es war dies nicht etwa Ironie; der Geldwerth stand damals so, daß ein Professor ordinarius zu Heidelberg 160—200 fl. bezog.

„Unser Freund Posthius,“ hub Dr. Gründler an, „sollte diesen freundlichen Antrag wohl beherzigen. So frühe kommt nicht jeder zu einer Pfarrei. Und wie wird sich Eure Liebste freuen — —“

Johannes ward roth. „Meine Liebste? was soll das heißen?“ stotterte er.

„O laßt das gut sein!“ rief Dr. Gründler scherzend; „wo wäre ein Student, der nicht seine Augen aufgethan und sich umgesehen hätte.“

Posthius wußte nicht, was er sagen und wohin er schauen sollte.

„Ihr wäret ein allerliebster Bräutigam; jedes Mägdlein würde stolz auf euch sein,“ sagte Fulvia; „als euch Corne-

lia neulich den Maiglockenstrauß an die Brust steckte, da konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren: Was für ein schönes Paar das ist! Wenn eure Geliebte so schön und so tugendhaft und vortrefflich ist — und gewiß, Johannes Posthius kann nur ein edles Mädchen wählen."

Bei Corneliens Erwähnung ergoß sich heiße Gluth über Johannes Wange. Welch selige Wonne mußte seine Brust durchströmen, als er von fremdem Munde sich mit Cornelien als ein Paar zusammenstellen hörte. Dieses flüchtige Wort schien jede Schranke zwischen ihm und dem Edelfräulein niederzureißen; Johannes und Cornelia, diese Verbindung war ihm plötzlich in das Bereich des Denkbaren und warum nicht auch in das der Möglichkeit gerückt. Und in diesem überwallenden Gefühl verstand er auch die Worte: „Johannes Posthius kann nur ein edles Mädchen wählen," irrthümlicher Weise als eine Anspielung auf den edlen Stand Corneliens.

Er zitterte und hielt sich an einen Tisch. Neipperg bemerkte seine Aufregung. Und da der Junker selbst mit dem Gedanken umging, ob nicht Cornelia ein Weib für ihn wäre, so beschloß er, den Studenten durch einige Fragen zu prüfen, ob wirklich zwischen ihm und Cornelien ein Verhältniß bestände, und ob namentlich Cornelia um seine Liebe wisse und dieselbe erwiedere, in welchem Falle Neipperg aus Stolz wie aus Edelmuth jeden Gedanken an sie würde aufgegeben haben.

„Sie hat euch einen Strauß vor die Brust gesteckt?"

„Auf Befehl der Fürstin," erwiederte Johannes, und Fulvia fügte erläuternd bei: „Wir trafen ihn neulich am Wolfsbrunnen studirend; er wurde mit Genehmigung der

Frau Pfalzgräfin zu einer griechischen Disputation mit mir aufgefordert, und bestand so meisterlich, daß die Frau Pfalzgräfin Cornelien beauftragte, ihm als Ritterdank einen Blumenstrauß vor die Brust zu stecken.“

„Nun, ein Strauß von solcher Hand wird euch nicht unwillkommen gewesen sein. Habt ihr die Dame seitdem öfter gesprochen?“

„Nie wieder,“ antwortete Johannes, aber es lag etwas schmerzliches in diesem: Nie wieder.

„Ihr hattet sie aber zuvor schon gesehen?“

„Gesehen, ja.“

„Es ist das ausgezeichnetste Fräulein, das ich je kennen gelernt,“ rief Fulvia, zu Neipperg gewandt, dazwischen, „voll Anmuth und sanften Wesens, fein und gelehrt gebildet, erfahren in jeder häuslichen Tugend, und bei dem allem so demüthig, daß sie die einzige ist, die ihren Werth nicht kennt.“

Neipperg hatte genug gehört. Er wußte, daß von einem Verhältniß zwischen beiden keine Rede war, und hatte keinen Grund zu der Voraussetzung, daß jene flüchtige Begegnung bei Cornelien einen ähnlichen Eindruck wie bei Johannes hinterlassen habe. Daß dieser bei Corneliens Erwähnung in Bewegung gerieth, war dem Junker nicht entgangen; aber eine Verbindung zwischen der Nichte des vornehmen, reichen, altadligen Hofrichters von Venningen und einem Studenten, dem er so eben eine Patronatsstelle angetragen — und vollends der Gedanke, Venningens Nichte als Frau Pfarrerin auf seinem Dorfe wohnen zu haben — lag für ihn so ganz im Reiche des Absurden und Unmöglichen, daß er auf diese wunderliche und hoffentlich

nur flüchtige Liebe des Johannes keine Rücksicht nehmen zu sollen glaubte, es vielmehr jetzt gerade, und zwar auch um des Studenten willen, für seine Pflicht hielt, seine Bemühungen um Corneliens Hand zu beschleunigen, damit jener in Zeiten von Gedanken abgebracht würde, die ihn doch nur hätten unglücklich machen können. Er nahm sich daher vor, sobald er von Gründler und Fulvia Abschied genommen, direkt zu Venningen zu gehen, diesem seine Absichten mitzutheilen und um die Erlaubniß und Gelegenheit zu bitten, Cornelien näher kennen zu lernen und ihre Gefühle zu erforschen.

Und Johannes? Ach wie konnte dieser des Junkers Absichten ahnen? Wie fern war er von dem Gedanken, daß Neipperg als Nebenbuhler jene Fragen an ihn gerichtet hätte! Der arme — glückliche! er legte jenen Fragen einen ganz andern Beweggrund unter. „So sehr erwartet man also" (dies etwa waren seine Gedanken) „so sehr findet man es von allen Seiten natürlich, Cornelien als die meine zu sehen, daß man mich fragt, ob ich sie denn seit jener Begegnung nicht weiter gesprochen. Wie mag Fulvia, wie dieser fremde Junker darauf kommen, so angelegentlich mit mir von dieser Sache zu sprechen? Sollte dies absichtlos geschehen sein? Oder hat etwa Cornelia selbst über mich sich mit einem Wohlgefallen ausgesprochen, dem gegenüber meine Kälte, meine Saumseligkeit als Undank und Grausamkeit erscheint? O Cornelia! wüßtest du, was ich um dich gelitten."

Dies waren des Studenten Gedanken auf seinem Heimwege. Daß eine Verbindung zwischen Cornelien und ihm keineswegs zu den undenkbaren Dingen gehöre, auch nicht

zu den unaussprechbaren, mithin auch nicht zu den unmöglichen — o welch ein Fortschritt war dies, welch eine Hoffnung, welche Seligkeit!

Er ging nicht den geraden Weg nach Hause, sondern machte den Umweg an der heil. Geistkirche vorbei. Dort ging er langsamer, dort blieb er stehen, und sah in fast auffallender Weise nach den Fenstern eines Hauses hinauf. Irgend ein Lebenszeichen seiner Liebe mußte er ihr doch geben! Und siehe, sie saß am Fenster, und ein zufälliger Blick fiel auf ihn, und sie erröthete und erzitterte, und konnte doch den Blick von Johannes nicht mehr abwenden. Und er nahm das Barett vom Haupte, und sie mußte seinen Gruß mit einem Winken ihrer weißen Hand erwiedern — und warum blieb er immer noch wie festgewurzelt stehen? mußte nicht den Leuten auf dem Markte dieser starr hinaufblickende Jüngling auffallen? Erschreckt machte sie eine Bewegung die Fensterbrüstung zu verlassen, aber als er diese Bewegung sah, besann er sich und bog um die Ecke und verschwand.

Und Cornelia? O es war ein großes Glück, daß sie allein in ihrem Gemach war. Sie fühlte sich überselig, daß dieser herrliche Jüngling, der ihr so lichtumflossen vor der Seele stand, dem sie in ihrem Herzen eine heimliche Kapelle gebaut, nun auch seinerseits ihr ein Zeichen gab — daß er sie liebe — nein! wie konnte sie das wissen? wie durfte sie das zu denken wagen? nein! aber ein Zeichen, daß er noch an sie denke, daß er aus Dankbarkeit sie nicht ganz vergessen habe. Das Herz war ihr so voll, daß sie hätte jauchzen mögen, und dann wurde ihr wieder so bang, so angst, als ob ihre Gedanken auf verbotnen Wegen gingen, so peinlich,

sich an die Macht eines Gefühls hingegeben zu sehen, das sie niemanden offenbaren durfte, so schmerzlich, die Mutter verloren zu haben, in deren Schooß sie einst jede ihrer kleinen kindlichen Sorgen niedergelegt hatte — daß sie in Thränen ausbrach.

Johannes war glücklicher in seinen Träumen; er hatte seinen Hermann, dem er seine Triumphhymnen vorjauchzen konnte.

Hermann gerieth bei seiner Erzählung in freudige Verwunderung. War das wirklich mehr als ein Traum, hatte Fulvia Johannes und Cornelia ein hübsches Pärchen genannt, der fremde Junker in seinen Fragen sogar die Anspinnung eines förmlichen Verhältnisses vorausgesetzt, die Jungfrau selbst den Gruß des Liebenden mit einem Wink ihrer Hand erwiedert, o dann durfte der Liebende es wagen, der süßesten Hoffnung Raum zu geben. Nur zu Einem schüttelte der praktische Hermann den Kopf. „Du hättest die Pfarrei annehmen sollen,“ sagte er.

„Ich sollt mich auf ein elendes Dorf hinaussetzen? Habe ich dazu mehr gearbeitet, denn sie alle?“

„Was willst du denn aber sonst anfangen? Professor werden? Dazu macht man dich trotz deiner Gelehrsamkeit nicht so schnell? Reisen? dazu hast du kein Geld. Hier in Heidelberg dich hinsetzen und warten? dazu hast du wieder kein Geld. Alle unsre Professoren sind zuvor bescheidene Pfarrer gewesen, und von der Kanzel auf den Katheder gerufen worden? Einen Edelstein weiß man zu finden, wenn er auch vergraben ist. Du willst durch eine Professur zu Cornelien kommen, und ich sage dir du mußt umgekehrt durch Cornelien zu einer Professur kommen.“

„Wie aber zu Cornelien?“

„Du nimmst die Stelle dankbar an, und dann bist du auf einmal nicht mehr der Student, sondern ein Herr Pfarrer. Ein Herr Pfarrer kann keck und kühn um die Hand eines Fräuleins werben. Liebt sie dich wie es allen Anschein hat, so wird deine Werbung nicht vergeblich sein.“

Johannes fiel Hermann um den Hals; dieser fuhr fort: „Dort wird die hohe Geburt deines Weibes dir die Thür öffnen zu näherem Umgang mit dem Junker selbst, und durch beide wirst du in Verbindung mit dem Hofe bleiben. Die Pfarrstelle ist klein und unbedeutend; desto mehr Zeit wird dir bleiben, dir durch Bücherschreiben einen Namen zu erwerben, und man wird sicherlich nicht ermangeln, sich seiner Zeit an den gelehrten Posthius zu erinnern.“

Ein Himmel that sich vor Johannes auf. Nach kurzer Berathung beschloß er, sich mit einem in griechischer Sprache verfaßten Gesuche an den Junker zu wenden, mit attischer Feinheit sich zu entschuldigen, daß er das Anerbieten nicht sogleich angenommen, und um die Uebertragung jener Pfarrstelle zu bitten. Binnen etlicher Stunden war das Schreiben verabfaßt, und wurde in Neippergs Wohnung geschickt.

Zwei Tage nachher ging Johannes zu Fulvia, ihr das entlehnte Buch zurückzustellen. Eine Antwort des Junkers war zu seiner Verwunderung noch nicht eingetroffen; da aber Fulvia den folgenden Morgen mit ihrem Manne abreisen wollte, so durfte er nicht länger warten; nunmehr war der Augenblick gekommen, wo sie seine Liebe und seinen Lebensplan erfahren mußte, um wenigstens brieflich durch ihre Fürsprache ihn unterstützen zu können.

Hermann wartete in des Freundes Wohnung auf dessen Rückkunft. Johannes hatte sich aber kaum seit einigen Minuten entfernt, als schwere Tritte draußen auf der Treppe sich vernehmen ließen, und von derben Knöcheln an die Thür gepocht wurde. Hermann rief: Herein! Ein stämmiger Reitknecht trat ein, und fragte: Wohnt hier der Student Posthius? Als Hermann dies bejahte, gab er ein Briefchen ab „von seinem Herrn," und entfernte sich sogleich wieder. Hermann war in Spannung, von wem der Brief sein möge. Erst flog ihm ein abenteuerlicher Gedanke, „von Cornelia!" durch den Kopf; dann mußte er sich sagen, daß dies Thorheit sei. Aber von Junker Neipperg könnte der Brief kommen, dachte er sodann, und dies schien ihm sehr wahrscheinlich. Eine Taube mit dem Oelzweig! rief er laut für sich aus; o hätte Johannes nur wenige Augenblicke gezögert, so hätte er als Pfarrer seinen Besuch bei Fulvia machen können. Aber welche Wonne für den Jungen, wenn er wiederkommt und den Brief findet!

Und wie er so dachte, stürzte auch schon sein Freund zur Thür herein, blaß und verstört.

„Was ist? Was hast du?" rief ihm Herrmann entgegen, und lehnte sich vor den Tisch, auf welchem der Brief lag.

„Fulvia und ihr Mann waren nicht zu Hause."

„Und ist das Alles?"

„Aber ich Thor habe im Schrecken das Buch dortgelassen, anstatt es wieder mitzunehmen. So hätt' ich dann heute Nachmittag den Besuch wiederholen können."

„Das kannst du dennoch. Wozu bedarfst du des Vorwandes mit dem Buch. Gerade heraus mit der Sprache!"

„Ach, den Nachmittag ist es zu spät; Alles ist zu spät. Ich habe etwas schreckliches gesehen!“

„Nun?“

„Die Reisewägen des Pfalzgrafen stehen gepackt unten am Schloßberg. Ich habe einen der Knechte gefragt — morgen verläßt Otto Heinrich mit seinem Hofe Stadt und Land.“

Und dabei warf er sich auf einen Stuhl, und sah dumpf zu Boden.

„Cornelia verläßt uns!“ seufzte er tief nach einer Pause.

„Und wenn du sie nicht mehr sprechen kannst, so kannst du desto besser an sie schreiben. Dazu bedarf's keiner Fulvia; die Post nimmt jeden Brief mit, auch ohne Empfehlung. Die Hauptsache bleibt die Pfarrei —“

„O wenn der lässige Junker doch endlich antworten wollte! ich ginge noch heute gerade zu Corneliens Oheim!“

„Du könntest auch zuvor zum Junker selbst gehen; aber das ist nicht nöthig; es ist, da du kaum fort warest, ein Brief an dich gekommen, ohne Zweifel von ihm.“

Johannes sprang auf, riß Hermann den Brief aus der Hand, brach ihn stürmisch auf, warf einen Blick — einen langen, staunenden, erstarrenden Blick hinein, schlug sich dann vor die Stirn und warf sich wie ein Verzweifelnder zu Boden.

Hermann erschrack, und versuchte vergeblich ihn aufzurichten. Posthius wehrte ihn ab, und streckte ihm schweigend den Brief entgegen. Sein Auge las die Worte:

„Da ihr keine sonderliche Freude zu der Stelle bezeugtet, so habe ich sie, gerade ehe Euer Schreiben kam, einem

andern Candidaten, der sich seit längerer Zeit darum beworben hatte verliehen."

„Und das ist meine Schuld," schrie Posthius auffahrend, „einzig meiner Blindheit und Thorheit Schuld! Warum habe ich eitler Mensch nicht sogleich in Demuth sein Anerbieten ergriffen?"

Was half das Klagen? Er mußte sich ergeben. Das Lichtgewölk mit seinen goldnen Himmelsauen war ihm plötzlich entrückt, war wie ein Traum, zerstoben, und aus der düstern Nacht, die ihn umgab glänzte statt des nahen Morgenrothes der Hoffnung jetzt nur aus weiter Ferne das dämmernde Grau der matten Aussicht, daß er etwa möglicherweise um eine andre Pfarrstelle mit größerem Erfolg sich bewerben und alsdann brieflich um Cornelien anhalten könne.

Von Neippergs Absichten auf Cornelia hatte er noch keine Ahnung. Und so konnte er auch den Beweggrund nicht wissen, warum Neipperg so schnell die Pfarrei an einen andern verliehen hatte. Der Junker hatte überlegt, daß Johannes, wenn er etwa wirklich zu Cornelien eine phantastische Liebe gefaßt haben sollte, dann an einem Orte sich nur unglücklich fühlen würde, wo er sie einem Andern vermählt sehen müßte.

Sechstes Kapitel.

Eine Fischerhütte.

Es giebt noch andere Sorgen, als die eines Liebenden.

In der Nähe von Boppard ging an einem regnerischen Abend ein großer rüstiger Mann mit starken Schritten dem

Rhein entlang. Nach diesem Schritt, nach diesem Schulterbau hätte man erwarten sollen, er werde das Haupt stolz und kühn wie ein König tragen; aber dieses Haupt sank trüb und düster auf die Brust herab, und hob sich nur zuweilen, um in der Dämmerung den Weg zu erkennen und Felsblöcke zu vermeiden, oder um auf die von der Julihitze geschwellten Fluthen des Alpenstromes einen raschen irrenden Blick zu werfen. Ein breitkrämpiger grauer Hut bedeckte die schwarzen Locken, ein grauer einfacher Rock Rükken und Brust. Wäre es Tag gewesen, so hätte man in den schwarzen Locken manch graues Haar entdecken können, auch die Abgenütztheit des Rockes wäre nicht verborgen geblieben. Man hätte wohl auch Furchen des Grams in diesem Antlitz, und eine Thräne an den buschigen Wimpern gesehen. Aber es war tiefe Dämmerung, und je hastiger es den einsamen Wanderer vorwärts trieb, desto mehr hielten die Steine seinen Tritt auf, die er je länger je weniger erkennen konnte.

Keine Seele war weit und breit um ihn her; nur der Rheinstrom rauschte bis zu seinen Füßen, und nur Gott hörte die Seufzer, die er nach den gejagten Wolken emporschickte. Zuweilen warf er seine Arme wie betend himmelan. An einer niedrigen Stelle war der Leinpfad bis an die Weinbergmauer vom Wasser überspült, und er hatte keine andere Wahl, als durch dasselbe hindurchzusteigen. „Beides, dein Pilgrim und dein Bürger," seufzte er, „wie alle meine Väter., Und dann rief er laut: „Ja, sie begehren eines bessern Vaterlands, nämlich eines himmlischen. Darum schämet sich Gott nicht, ihr Gott zu heißen." Und nun

ging er ruhigeren Schrittes noch die letzten zweihundert Schritte bis zu einer armseligen Fischerhütte.

Als er eintrat, blickte ihm eine junge Frau, doch ohne aufzustehn, entgegen. „O Jakob! Der Herr sei geprießen, daß du kommst.“ „Allein?“ setzte sie dann ängstlich fragend hinzu. „Allein, liebe Bertha,“ seufzte ihr Gatte, und schlich zaudernd zu dem Strohlager vor dem sie saß. Ein siebenjähriger Knabe lag auf dem Lager, in seinen feuchten Kleidern, das Gesicht von Fieberhitze geröthet. An seinem armen rasch abgezehrten Halse sah man die Pulsadern heftig schlagen, die Lippen waren braun und aufgesprungen, das Auge verschleiert und starr. Er stöhnte bewußtlos, redete undeutlich und irre, zuckte und schlug mit den Händchen, und stieß zuweilen ein jammererregendes Geschrei aus. In dem Winkel der Hütte saß bei einer Thranlampe ein alter Fischer und betete einen Rosenkranz.

Jakob Libart stand lange über den Knaben gebeugt, die Hände im Gebete ringend. „O Gott und Vater!“ sagte er dann leise, „dein Wille geschehe! Wie ich ihn in der Taufe dir in die Arme gelegt, so lege ich dir ihn wieder in die Arme und an dein Vaterherz. Dein Sohn ist auch für ihn gestorben, und er war ein frommes Kind, und hat den Heiland lieb gehabt.“ — Hier ward seine Stimme von Thränen erstickt. Sein Weib saß mit gefalteten Händen und konnte keine Thränen finden. In dumpfem Schmerz sah sie zu Boden. Dann sah sie noch einmal fragend den Gatten an, und es lag in ihrem Blick etwas bittres.

„Ja, ich komme allein“, sagte Libart. „Schon am Thore hatte ich Hindernisse zu bestehen; sie fragten, wer ich wäre, und da ich ihnen, wie es Gottes Gebot verlangt,

die Wahrheit sagte, daß ich ein geborener Straßburger sei und von einer weiten Reise zurückkäme, und daß mein Kind todtkrank in der Nähe liege, da sagten sie: „Aha, das ist einer von den Calvinern", und wollten mich nicht nach Boppard hineinlassen. Erst da ich den Brief der Gräfin vorzeigte mit dem großen Siegel, da dachten sie, es möchte wohl ein kaiserlicher Geleitsbrief sein; denn sie verstanden kein Latein; und erschracken, und ließen mich hinein. Ich fragte nach dem Arzte; es hieß, er sei ausgegangen und besuche Kranke. Nach etlicher Zeit kam ich wieder, und sollte abermals abgespeist werden. Ich hörte ihn aber drinnen reden, und ließ mich nicht fortschicken. Er saß beim Weinkrug, und hatte den Kaplan bei sich. Ich trug ihm mein Anliegen vor, daß mein einzig Kind mir unterwegs auf dem Schiffe krank geworden, und daß die Leute im Schiff gemeint, es wolle der englische Schweiß daraus werden, und uns aus dem Schiffe ausgewiesen, und daß ich gehofft, mit dem Kinde noch einen der nächsten Orte rheinaufwärts zu erreichen, es aber nicht weiter bringen können, als zu einer Fischerhütte, und daß ich ihn bäte, so hoch und theuer ich nur immer bitten möchte, er wolle mit mir hinausgehen und dem armen Würmlein helfen. Da ich so redete, sah mich der Kaplan scharf an, und fragte: Wie sind doch wohl die Leute im Schiffe auf den Gedanken gekommen, daß euer Kind den englischen Schweiß habe, da doch von dieser Krankheit weit und breit keine Spur vorhanden ist? Ich habe ihnen zufällig erzählt, versetzte ich, daß ich in England gewesen, und sie meinten, ich käme jetzt dorther; es ist aber viel Wasser den Rhein hinuntergeflossen, seit ich England nicht mehr gesehen. Da ich so sprach, lachte er bei sich, und

sprach: Ihr mögt wohl Grund gehabt haben, daß ihr lieber nach Bacharach kommen wolltet, als nach Boppard. Ich rathe euch freundlich, nehmt ein Wägelein, und fahret hinauf bis Bacharach. Ich zeigte ihm, wie das unmöglich sei, und wie der Knabe am Verscheiden sei. Ist er am Verscheiden, antwortete er, so bedürft ihr meiner und nicht des Arztes; kommt, ich will mit euch gehen, und ihm die heilige Wegzehrung geben. Da sagte ich ihm frei offen heraus, daß ich ein Glied der verfolgten Gemeinde Christi sei, und daß mein Kind, so Gott es zu sich nehmen wollte, keiner Wegzehrung bedürfe, weil es durch Christi Blut von all seinen Sünden gewaschen und durch den Glauben Christi Eigenthum sei, der sein Schäflein unmittelbar aus diesem Jammerthal zu sich nehmen werde in die Herrlichkeit; daß ich als ein christlicher Vater nach Gottes Befehl aber kein Mittel dürfte unversucht lassen, mein Kind am Leben zu erhalten. Da spottete der Kaplan, und sprach: Ei, wenn euer Kind einen solchen Geleitsbrief in die Herrlichkeit hat, so laßt es immerhin abfahren. Das schnitt mir in's Herz, und ich sprach zum Arzte gewendet: Der Priester und der Levit gingen vorüber, aber der Samariter hat sich des wunden Mannes angenommen; Herr Doctor, thut ihr einen Samariterdienst an mir und meinem armen Kinde. Der Arzt wäre wohl zu erweichen gewesen, aber der Kaplan warf ihm einen bedeutsamen Blick zu, und da fürchtete er sich, und machte allerlei Ausflüchte, und sagte, es sei zu spät; morgen wollte er kommen. Als ich aber fortfuhr mit Flehen und Thränen, so sagte der Kaplan: Wohl, miethet euch einen Wagen, und fahrt den Knaben herein, so mag er curirt werden. Mir ahnete nicht viel gutes dabei; ich

dachte, wenn sie uns erst in ihrer Gewalt haben, so sind wir verloren. Doch wollt' ich das äußerste nicht unversucht lassen, und ging allenthalben umher, um einen Wagen oder Karren oder deß etwas zu bekommen. Aber das Gerücht, daß ich ein Ketzer sei, war mir vom Stadtthor aus vorangeeilt; man warf die Thüren vor mir zu; man schickte mich mit Scheltworten heim; allgemach sammelte sich ein Haufen Pöbels um mich her; erst zischten sie mir nach, dann warfen sie mich mit Koth und zuletzt huben sie Steine auf. Da sah ich, daß dort kein Ort für meines Knaben Sterben sei, und dankte dem Herrn, der mir hier in dieser Hütte eine Samariterherberge bescheert hat; hier werden sie uns ungestört lassen, denn es regnet und stürmt und der Leinpfad ist stellenweise überschwemmt."

„Und keine Rettung? keine Hülfe für die Frucht meines Leibes?" jammerte die trostlose Mutter.

„Es ist besser, in Gottes Hände fallen, als in die Hände der Menschen", sagte Jakob Libart mit fester getroster Stimme. „Weib, hat Er es beschlossen, dies theure Kind von uns zu nehmen, so murre nicht. Klagen darfst du, aber nicht murren."

„Ich murre ja nicht wider den Herrn. Aber diese Rotte Korah" — —

„Stille, liebes Weib. Sie sind nur Werkzeuge in Gottes Hand, zu unsrer Prüfung und Läuterung."

„Wenn ich mir nun aber denke, der Arzt wäre mit dir gekommen, und der Knabe würde gerettet — o Gott und Herr, das könnte mich zum Wahnsinn bringen, daß an zweier Menschen Bosheit das Leben meines Eduard hängt!"

„Nein, das ist schon Wahnsinn oder wenigstens Thor-

heit", sprach Libart mit mildem aber ernstem Ton. „Wie wenn der Sieche, dem der Arzt ein Geschwür mit scharfem Messer öffnen muß, in seinem Schmerze schreien wollte: Wenn nun dieses Eisen nicht scharf wäre, sondern stumpf und rund, und mein Geschwür bliebe unzerschnitten und ich hätte den Schmerz nicht! Blinder Kranker, siehst du nicht, daß der treue Arzt mit weisem Willen gerade diesen scharfen verwundenden Stahl gewählt hat?"

„O Jakob, wenn ich einen solchen Glauben hätte, wie du!"

„Und so viel Liebe", fuhr Libart fort, „um die armen blinden Heiden zu bedauern, die den Herrn noch so gar nicht kennen, so schwer von der Nacht des Irrthums bedeckt sind, daß sie die Kinder Gottes verfolgen, und meinen, sie thun Gott einen Dienst damit."

„Bedauern soll ich die Fürchterlichen — die Henker —?"

„Der Herr hat über Jerusalem geweint."

„Und die Racheengel des Gerichtes über sie gesandt."

„Ja, da die Gnadenfrist abgelaufen war. Es wird auch einst über diese die Gnadenfrist ablaufen, und die Stunde anbrechen, wo Gottes Kinder singen: Babel ist gefallen. Aber diese Stunde zu bestimmen, ist allein des Herrn Sache. Greife du dem Richter nicht vor, sondern handle, wie dein Herr es dir geboten hat. Segnet die euch fluchen; thut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen. Vergeltet nicht Böses mit Bösem oder Scheltwort mit Scheltwort, sondern dagegen segnet, und wisset, daß ihr dazu berufen seid, daß ihr den Segen ererbet. Denn es ist besser, daß ihr wegen Wohlthat leidet, als wegen Uebelthat."

Der alte Fischer hatte aufgehört, seinen Rosenkranz zu

beten, und horchte aufmerksam und verwundert zu. Jetzt faltete er die Hände.

Auch Libart faltete die Hände, und betete in seinem Herzen um Kraft für sein Weib. Bertha schaute sinnend zur Erde. Es folgte eine lange Pause.

Ein neuer Fieberschrei des Knaben weckte die armen Eltern aus ihrem Sinnen. Der Knabe schlug mit den Armen, und dann stöhnte er kläglich: Wasser! Wasser! Als aber seine Mutter mit dem irdenen Töpfchen, dem einzigen Trinkgefäß, das vorhanden war, die aufgesprungenen wunden Lippen berührte, jammerte er vor Schmerz.

Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Auch der Vater Libart hatte mit Anfechtungen zu kämpfen. Der Fels des Glaubens stand festgegründet im innersten seiner Seele, aber die Gedanken des Fleisches, das Wenn nun der Arzt gekommen wäre, und Wenn wir nun Bacharach erreicht hätten, und die Fleischesfrage Warum, und die Fleischesstimmung des bittern Unmuths gegen die grausamen Verfolger, diese Gedanken, Fragen und Stimmungen brandeten wieder wie wilde Wellen an dem Felsen des Glaubens empor, und bedeckten zuweilen mit ihrem Schaume seinen Scheitel, und es dauerte lange bis es wieder stille in seiner Seele wurde. Das, was sichtbar vor Augen lag, die Qual des Knaben, war zu mächtig, zu ergreifend, als daß der Blick so leicht hätte hindurchdringen können zu der unsichtbaren Vaterliebe und Vaterhand Gottes. Das Geschwür ward gestochen, und der Sieche sah vor Schmerz den Arzt nicht, sondern fühlte nur das Messer.

„Wo habt ihr das gelernt?" fragte jetzt der alte Fischer, der bisher still nachgesonnen hatte, und nun herzutrat.

Libart wußte nicht, was er wolle, und blickte ihn verwundert an. „Das sind herrliche Lehren, die ihr geredet habt," fuhr der Alte fort, „das habe ich noch bei keinem Priester gehört. Ist das die Lehre der Calviner, so will ich auch ein Calviner werden."

Jetzt sah Libart den Arzt wieder, und der Fels stand frei und die Wellen hatten sich gelegt.

„Es ist die Lehre des Evangeliums," antwortete Libart dem Fischer. „Könnt ihr lesen?"

„Schlecht genug. Da ich jung war, hat es ein Klosterbruder, ein Augustiner, mir gelehrt. Habt ihr ein Buch, darin diese Lehren stehen, so gebt mir's; ich will mich plagen, wie ich kann, und will nicht aufhören, bis ich's durchgelesen habe, und dann will ich wieder von vorne anfangen."

„Das Buch sollt ihr haben, wenn wir euch verlassen werden."

Der Alte setzte sich wieder in seinen Winkel, und goß Thran auf die Lampe. Die Fiebergluth des Knaben stieg aufs äußerste. Bebend und kaum athmend standen die Eltern um sein armseliges Lager, und bemerkten nicht, wie der alte Fischer stillschweigend die Hütte verließ. Draußen peitschte der Regen gegen die Fenster, und rieselte durch das Dach und inwendig an den Balken und Wänden herab. Die Hitze des Kranken wechselte jetzt mit einem Froste, der so heftig war, daß ihm die Zähne klapperten. War denn gar nichts in der Nähe, womit man ihn bedecken konnte? Libarts Kleider trieften noch von Regen; die Mutter hatte eine Art Ueberwurf bereits über den Knaben gebreitet; sollte sie auch noch ihr Kleid ausziehen? Da sie bei diesem Gedanken sich umsah, und die Abwesenheit des alten Fischers bemerkte, so

benützte sie den Augenblick, was von Unterkleidern entbehrlich war, noch über den Knaben zu breiten. Nach zwei schrecklichen Stunden ließ der Frost wieder nach; in die todesbleichen abgezehrten Wangen kehrte die Fiebergluth zurück, aber mit ihr der brennende Durst. Lechzend deutete das arme Kind auf seine schmerzenden Lippen und auf die dunkelbraune Zunge. Eben wollte die arme Mutter ihm einen Schluck Wassers reichen, da ging die Thür auf, und herein trat der alte Fischer.

„Da bring' ich etwas für den Jungen," sprach er; denn er war in dem Wettersturm der Nacht eine gute Stunde weit auf den Berg gekeucht, auf einen Hof, wo er bekannt war, und hatte die gutherzige Bäuerin aus dem Schlafe geweckt. „Da ist eine Schaale mit Honig," sprach er, „damit bestreicht dem Kinde die wunden Lippen; und hier ist frische kühlende Milch."

Frau Libart flossen die Thränen die Wangen herunter, und ihre Augen sagten dem Alten alles, was Mutterliebe sagen kann, während sie seine knorrige Hand in ihre beiden Hände preßte. Jakob Libart aber stand auf und sprach: „In dem Buche, das ich euch geben werde, steht auch geschrieben: Wer aber euch tränket mit einem Becher Wasser in meinem Namen, darum daß ihr Christo angehöret, wahrlich ich sage euch, es wird ihm nicht unvergolten bleiben, spricht der Herr. Alter treuer Mann, ist euch der Weg heute Nacht sauer geworden: der Weg in den Himmel wird euch desto süßer werden."

Frau Libart strich die Lippen Eduards mit dem Honig, und gab ihm von der Milch. Er schlürfte in langen Zügen, und sank dann matt auf sein elendes Lager zurück. Er

schien bewußtlos zu sein; sein Auge schloß sich; er schlummerte ein. Aber die Pulsadern an Stirn und Hals fuhren fort zu hämmern, daß man ihren Schlag zu hören glaubte, und von Zeit zu Zeit fuhr er mit Geschrei empor, sank jedoch stets wieder in seinen fieberhaften Schlaf zurück, und redete im Traume rasche, wirre, unverständliche Worte. Seine Eltern saßen neben ihm, die Blicke unverwandt auf das Kind, das Flehen des Herzens ebenso unverwandt auf Gott gerichtet. Mitternacht war vorüber; der Sturm draußen hatte ausgetobt; die Wolken rissen entzwei, und der abnehmende Mond schaute klar und freundlich über die jenseitige Bergwand in das Thal herein. Jetzt schlug der Knabe ohne Schrei die Augen auf, und blickte ruhig seine Mutter und seinen Vater an. Auch die Pulse waren ruhig geworden, die tobenden Wellen der entfliehenden Lebenskraft hatten sich gelegt. Es lag nichts irres mehr in dem Blick des Knaben. Es schien als wollte er etwas reden, aber Todesmattigkeit lähmte Zunge und Lippen. Die Mutter hielt seine eine Hand in den beiden ihren, der Vater die andre. Der Vater sprach: „Der Herr Jesus, der für dich gestorben ist, helfe dir. Setze du all dein Vertrauen auf ihn. Du bist sein eigen, und er wird dich nicht aus seiner Hand reißen lassen." Der Knabe nickte bejahend mit dem Kopfe. Kalter Schweiß stand jetzt auf seiner Stirne, und ängstlich blickte er die Mutter und den Vater an. „Und ob ich schon wanderte im Thal der Todesschatten," sagte dieser, „so fürchte ich mich nicht; siehe du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich." Nach einer viertelstündigen Pause machte der Sterbende eine Bewegung mit den Lippen, als ob er dürste. Der Vater sprang nach der Milch, und die

Mutter reichte sie ihm, während der Vater mit sanfter Hand den matten Kopf ein wenig emporhob. Er trank einen Schluck, und sank zurück. Jetzt leuchtete sein trübes Auge noch einmal auf in wunderbarem Glanze; er blickte gen Himmel und sagte leise, staunend: Jesus! Dann entschlief er. — — —

In einer Thalschlucht in dem Walde unter einer jungen Tanne ruht sein Gebein bis zum Tage der Auferstehung. Dort in der Erde, die Christus geweiht hat, als er das Grab verließ, hat sein Vater ihm sein Grab gemacht, und der alte Fischer hat dabei geholfen. Und als sie ihn begruben, hat der Vater das Buch aufgeschlagen, und hat gelesen: „Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich. Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Aber der Stachel des Todes ist die Sünde, die Kraft aber der Sünde ist das Gesetz. Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum.“ Und dann hat er das Buch dem alten Fischer geschenkt.

Siebentes Kapitel.

Eine Verlobung.

Am Morgen jenes Tages, wo Johannes Posthius durch das Antwortschreiben des Junker Neipperg aus dem Himmel all seiner Hoffnungen herabgestürzt wurde, war Adam von Helmstatt plötzlich und unerwartet in des Junkers

Zimmer getreten. Dieser war im höchsten Grade überrascht, und wußte im ersten Augenblicke nicht, ob er den ehemaligen Freund mit einem süßen oder mit einem sauren Gesicht empfangen sollte, daher denn seine Miene ganz naturgemäß einen sauersüßen Ausdruck annahm. Aber Helmstatt sprang auf ihn zu, ergriff seine Hand und rief: „Nun, sei nur nicht so böse, alter Junge! 's ist ja alles gut, und die Weisheit ist entschieden auf deiner Seite, jedoch erst dann, wenn du den reuigen Sünder absolvirst und diese Hofmeisterfalten aus deinem artigen Bräutigamsgesichte wegstreichst. Himmel, was würde deine Braut sagen, wenn du ihr so kämest!"

„Kommst du als reuiger Sünder?" fragte Philipp ein wenig kleingläubig. „Dein Ton klingt mir zu lustig."

„Und das ist dir nicht recht? Freuen solltest du dich, daß einer, der den Kopf überall an die Wand gerannt hat, noch so lustig sein kann."

„Wie ging das zu? Du den Kopf an die Wand gerannt? Ich dachte, du renntest überall mit dem Kopf durch die Wand."

„Ei, so dacht' ich auch; aber da kam ich gut an. Wie du mich fortgeschickt, ritt ich zu Junker Göler, und fing an mit aller Begeisterung vorzudemonstriren, daß wir den alten Herrn zur Abdankung nöthigen müßten. Kerl, bist du toll? rief Bernhard, und fuhr mit der Faust in sein schwarzes struppiges Haar. Ich wollte disputiren, da schrie er: Still mit dem Unsinn, da komm und setze dich zum Humpen; das wird dir die Grillen vertreiben. Ich setzte mich, und den andern Tag ritt ich zu Conrad von Sickingen; bei dem traf ich seinen Vetter, den kurfürstlichen Herrn Hofmarschall

Franz Conrad von und zu Sickingen und auf Hohenburg gravitätischen Antlitzes, und durfte von der ganzen Geschichte kein Wort reden, hörte auch von beiden so viel Gutes über den alten Herrn, daß mir halb übel ward. Den folgenden Tag ritt ich zu Karl von Saulheim, der warf mich schier zur Thüre hinaus; da dacht' ich: wollt' ihr nicht, so mag ich auch nicht; am Ende verklagen sie mich noch beim Alten. Und da ritt ich die drei nächsten Tage spazieren durch Busch und Flur, und da ist nun mein Zorn verraucht, und ich bin wieder da, dich zu fragen, ob du mir wieder gut sein willst."

Es lag in Helmstatts offnem ehrlichem Bekenntniß seiner schmählichen Niederlage etwas so rührendes, daß Neipperg ihn feurig an seine Brust zog, und küßte. Die alte Freundschaft war neubesiegelt und fester, denn zuvor.

„Laß uns einen guten Schluck Wein trinken," sprach Philipp.

„Es ist noch nicht Mittag," erwiederte Adam, „aber ich will's nicht verschmähen. Vor einer Viertelstunde saß ich noch im Sattel, ich bin scharf geritten, und habe einen rechtschaffenen Durst mitgebracht."

„Edlen Scharlachberger!" befahl Neipperg dem Diener, der auf sein Schellen unter der Thür erschienen war.

Sie setzten sich, und die Gläser klangen.

„Nun hab' ich aber noch ein besonderes Anliegen," hub Helmstadt im Laufe des Gespräches an, „und damit darfst du mich nicht abweisen, wie neulich mit der Absetzung des Churfürsten. Es ist ein gefahrlos Ding, fürchte dich nicht; es handelt sich um eine Einsetzung."

„Um eine Einsetzung?"

„Nicht anders. Du suchst nach einem Pfarrer. Ich

bringe dir einen. Es ist ein braver, tüchtiger, entschieden evangelischer junger Mann, mit den besten Zeugnissen, ein armer Bauernsohn aus der Amberger Gegend, hat in Jena studirt, er heißt eigentlich Georg Wagmann (mit unserm Rector Wagemann ist er nicht verwandt), er nennt sich aber Ausonius. Der ist mir angelegen, ob ich ihn nicht versorgen könnte, da sein Vater gestorben ist, und seine Brüder ihren Antheil an dem Gelde, das sein Studiren gekostet hat, herausgezahlt haben wollen. Und da ich in dem Augenblick all meine Pfarreien besetzt habe, so versprach ich ihm, mich bei dir verwenden zu wollen."

„Du kommst mir wie ein Engel des Himmels," rief Neipperg. „Er soll die Pfarrei haben. Du hilfst mir wirklich aus einer wahren Noth."

„Wieso?"

„Nun, du hast mich vorhin im Scherze einen Bräutigam genannt, aber aus dem Scherz könnte wirklich Ernst werden. Ich habe Cornelien öfter gesehen, und ich muß dir bekennen, daß sie mehr und mehr einen tiefen Eindruck auf mich macht. Ich habe sie still beobachtet; ihr klares, sanftes Wesen, ihr heller, natürlicher Verstand, ihr reines, sittsames Gemüth, ihre herzliche Frömmigkeit — alles birgt mir dafür, daß ich an ihrer Seite glücklich sein werde."

„Was hat dies aber mit der Pfarrei zu thun?"

„Das sollst du hören. — Ich habe mit ihrem Oheim gesprochen, und ihm meine Absichten kundgegeben. Er ist nicht nur völlig einverstanden mit meinem Plan, sondern herzlich darüber erfreut."

„Und Cornelia?"

„Weiß bis jetzt noch nichts, und soll noch nichts wissen.

Seit zwei Tagen habe ich Erlaubniß von ihrem Oheim, in's Haus zu kommen, und sie wird und muß ahnen, daß dies nicht absichtslos geschieht. Sie soll mich ruhig kennen lernen, ehe ich eine Entscheidung von ihr verlange. Sie spricht zwanglos und unbefangen mit mir, und nicht das leiseste Anzeichen ist vorhanden, daß sie ungern mit mir spräche."

„Alles recht schön und gut. Ehen, die so zu Stande kommen, sind in der Regel glückliche Ehen, und eine Liebe, welche still und langsam aus gegenseitiger Hochachtung und ruhiger Zuneigung erwächst, pflegt dauerhafter und gediegener zu sein, als eine solche, die in Gestalt einer plötzlichen Leidenschaft im Herzen aufflammt. Aber was hat das alles mit der Besetzung der Pfarrei zu thun?"

„Sehr viel, mein Lieber. Denke dir, daß ein junger Mensch Pfarrer in Neipperg würde, der von einer eben solchen Leidenschaft zu Cornelien ergriffen wäre."

„Ha! Wer wäre der Wahnsinnige! Und wenn es einen solchen gäbe, so würdest du ihn eben sicherlich zu allem andern als zu deinem Pfarrer machen."

„Wie, wenn ich ihm aber die Pfarrei selbst angeboten hätte?"

„Dann hättest du einen Narrenstreich begangen."

„Beinahe. Nur wußte ich damals von den Empfindungen seines Herzens noch nichts. Glücklicherweise hat er für mein Anerbieten gedankt. Heute aber hat er sich mit einer schriftlichen Bitte an mich gewendet. Nun denke dir, wie froh ich bin, ihm sagen zu können, daß die Pfarrei nunmehr bereits an einen andern vergeben ist."

„Und das mußt du ihm augenblicklich schreiben."

„Alsbald nach Tische soll es geschehen. Ich rette ihn selber dadurch vor namenlosem Unglück.“

„Was sagt Cornelia zu seiner Liebe?“

„Sie weiß nichts davon. Er hat sie ein einziges Mal gesehen, ganz zufällig. Er lag im Walde; des Pfalzgrafen Jagdzug kam an die Stelle; Kanzler Probus, der ihn als einen braven Griechen kennt, forderte ihn auf, zur Kurzweil der Pfalzgräfin griechisch mit Fulvia zu disputiren. Zum Danke ließ ihm die Pfalzgräfin durch Cornelia ein paar Maiblumen vor die Brust stecken. Seitdem hat er sie nie wieder gesehen, aber die Maiblumen haben's ihm angethan. Ich lernte ihn neulich zufällig bei Fulvia kennen, und als des Vorfalls im Walde Erwähnung geschah, ward der arme junge Mann blutroth bis hinter die Ohren. Ich wollte wetten, er hat sich darum besonnen, die Pfarrei anzunehmen, um sofort um Corneliens Hand sich bewerben zu können. Nun denke dir den alten Venningen und ein solches Studentlein als Bewerber um die Hand seiner Nichte!“

„Je eher er von seinem Traume geweckt wird, je besser für ihn!“ rief Helmstatt.

Den zweiten Tag nach diesem Gespräche reiste der Pfalzgraf Otto Heinrich mit seinem Hofstaate ab, um von den Ufern des Neckar an die der Donau zurückzukehren. Natürlich begleitete ihn auch Diller zu Neippergs großem Schmerze. Venningen aber mit seiner Nichte blieb vor der Hand in Heidelberg wohnen. Johannes Posthius hatte hievon keine Ahnung. Wie glücklich würde er gewesen sein, wenn er es gewußt hätte, wie unglücklich, wenn er

geahnet hätte, aus welchem Grunde Venningen in Heidelberg zurückblieb.

Auch Cornelia ahnte diesen Grund noch nicht. Und selbst, daß Neipperg seit vier Tagen täglich in's Haus gekommen, fiel ihr noch nicht auf, weil sie meinte, daß besondere Geschäfte ihn mit ihrem Oheim zusammenführten. Denn absichtlich suchte der Junker jedesmal zuerst den Oheim auf, und dieser brachte ihn dann wie durch Zufall in das Wohngemach hinüber, oder lud ihn ein, in dem kleinen Garten am Hause das Abendbrod zu verzehren. Neipperg war ein ernster Mensch, dessen Sache nicht plaudern, sondern reden war, und der am allerwenigsten davon etwas verstand, einer Dame den Hof zu machen und mit der leichten Waare der Schmeichelreden sein Spiel zu treiben; das Gespräch drehte sich stets um ernste Fragen der Zeit; er wußte Cornelien auf eine zwanglose Weise in das Gespräch hineinzuziehen, und den Gang desselben auch wieder so zu begrenzen, daß sie stets vollen Antheil an demselben nehmen konnte. Oft würzte er die Unterhaltung durch wahrhaft fesselnde Mittheilungen von seinen Reisen, und von den großen und frommen Männern, die er kennen gelernt. Cornelia unterredete daher wirklich gerne mit ihm, und fühlte eine aufrichtige Hochachtung für ihn, die durch die gemeinsame Bewunderung Dillers noch gesteigert wurde. Sie fing an, den Junker Neipperg als einen recht angenehmen Hausfreund zu betrachten, ohne jedoch irgend etwas höheres für ihn zu fühlen. Wenn sie dann Abends in ihrem Kämmerlein ihres Johannes gedachte, so überkam sie oft ein bängliches Gefühl, als ob diese heimlichen Gedanken auf verbotenem Wege sich ergingen; wenn sie aber freilich beide

junge Männer mit einander verglich, wenn sie versuchsweise den Junker sich an Johannes Stelle als Bewerber dachte, so ward ihr noch viel bänglicher und ängstlicher zu Muthe, als wäre das liebste verborgenste Kleinod ihrer Seele von Räubern bedroht.

Es entstand ein Kampf in ihr. Die Liebe flüsterte ihr zu: Johannes über alles! Das Gewissen raunte dazwischen: Was heimlich ist, ist nicht recht. Die Liebe antwortete: Ich sprach ihn ja nie heimlich, ich liebe ihn nur. Das Gewissen erwiederte: Ist dies Lieben erlaubt, warum schweigst du davon? Muß ich nicht warten, bis er selbst mir den Mund aufthut? Und die Frömmigkeit entschied den Kampf und sagte: Mit wem kann ich denn von ihm reden als mit Gott? Und sie sank auf ihre Kniee, und flehte zu Gott, daß er sie führen möge nach seinem Willen.

Trotz dem allem würde vielleicht mit der Zeit der Kampf härter und der Einwurf des Gewissens lauter geworden sein, und ihr zugerufen haben: Du hängst dein Herz an ein Ziel, von dem du doch weißt, daß es unerreichbar und sicherlich dem Willen deines Oheims entgegen ist — wär nicht die Liebe plötzlich wieder zu neuen lodernden Flammen emporgefacht worden durch ein völlig unerwartetes Zusammentreffen mit Johannes.

Den Tag nach Otto Heinrichs Abreise riß sich Johannes aus seinem Brüten empor, und beschloß, zu einer kräftigen geregelten Arbeitsamkeit zurückzukehren. „Sie ist jetzt schon fern über jenen Bergen!" seufzte er für sich, während er die Straße entlang zu Prof. Mycillus ging, um ihn wegen einer philologischen Arbeit um Rath zu fragen. Er klopfte; Mycill rief Herein; er öffnete die Thür, und

vor ihm stand — nicht der Professor, sondern Cornelia, die bei dessen Gattin gewesen, und eben fortzugehen im Begriffe war. Kostbare Augenblicke, die nicht ungenützt gelassen werden durften! Posthius fühlte das, und muthige Thatenlust wallte in ihm empor; den im Hintergrunde stehenden Professor einstweilen nicht beachtend, redete er Cornelien an. Und was er reden sollte, darüber brauchte er diesmal unverlegen zu sein; die Ueberraschung selbst gab ihm das Wort auf die Zunge: „Ihr seid noch hier, mein Fräulein? Ich glaubte euch schon weit entfernt.“ — „Mein Oheim hat beschlossen, noch einige Zeit hier wohnen zu bleiben,“ sagte Cornelia, und trank Wonne aus dem Anblick des Geliebten. „O wie lieb ist das von ihm!“ rief Johannes aus warmer Brust, und o wie lieb klang dieser Ausruf in Corneliens Ohr und Herzen. „Den Maiglockenstrauß bewahr' ich wie ein Heiligthum,“ fuhr Johannes fort, und unwillkührlich spielten seine Lippen, als wollten sie den Strauß küssen. „Was ist das für ein Strauß?“ fiel die alte dicke neugierige Professorin ein. „Ein Geschenk der Frau Pfalzgräfin,“ antwortete schnell Cornelia, „eine Art Ritterdank für eine griechische Disputation,“ aber ein süßer schmelzender Seitenblick auf Johannes zeigte diesem, daß sie die wahre Bedeutung, die der Strauß für ihn hatte, völlig verstand. „Also ein Strauß für einen Strauß,“ versetzte die Professorin und lachte über ihren eignen Witz; „nur Schade, daß die Blumen welken!“ „Diese sind unverwelklich,“ rief Johannes, und Cornelia sagte zitternd leise: „Wer könnte auch jener Stunde vergessen?“

Der Professor war inzwischen herzugetreten, und sagte zu dem Studenten: „Ihr thut wohl, mein lieber Posthius,

einer solchen euch widerfahrenen Ehre allezeit mit demüthigem Danke zu gedenken, und euch dadurch zu dem fortgesetzten Wettlauf nach den höchsten Stufen des Wissens und der Ehre anspornen zu lassen. Doch womit kann ich euch dienen?"

Durch diese Wendung war für Cornelien die Nothwendigkeit eingetreten, das zu thun, was sie zuvor schon hatte thun wollen, nämlich zu gehen. Sie ging, und die Straßen und die Häuserzinnen und die Berge, die mit ihren Kastanienwäldern über die Häuserzinnen hereinschauten, bewegten sich vor ihr wie in rhythmischem Tanz. Und mittlerweile redete Johannes Posthius mit dem Professor über den Seneca, so wie nach üppigem Festmahle ein vom Dufte des Weines erwärmter Festgast mit einem Stubengelehrten redet, der ihn mit seinen unvermeidlichen Quästionen und Argumenten tückisch anfällt und aus der fröhlichsten Stimmung herausreißt. Die trockenen Briefe und die feingespitzten Redensarten des Seneca schwirrten dem armen seligkeitstrunkenen Jüngling um das Ohr herum wie blutdürstige Schnaken und Bremsen, und er hatte sich vor dem gelehrten Manne sicherlich nie so verwirrt gezeigt als heute. Als er endlich loskam, eilte er in seine Wohnung, steckte das Büchlein mit dem getrockneten Strauße zu sich, und eilte dann zum Gartenpförtchen hinaus, um jene Thalschlucht und den Wolfsbrunnen wieder aufzusuchen.

Cornelia ging nach Hause in ihr einsames Frauengemach. Ihr Oheim war auf einige Tage verreist, Junker Neipperg also für so lange nicht zu erwarten. Sie konnte nicht sagen, wie lieb ihr das was. Sie war so selig in ihrer Einsamkeit; sie goß ihre Blumen, und blieb bei

jeder Rose, jeder Nelke betrachtend stehen. Ein halberschlossener dunkler Nelkenkopf ruhte zwischen ihren Fingern; die dunklen Blätter mit ihrem gewürzigen Dufte brachen aus der Scheide des Kelches hervor, und die Abendsonne ruhte mit ihrem vollen Glanze auf dem Söller. Sie aber sann, und durchlebte noch einmal die köstlichen Augenblicke, und ihr war im Herzen wie einer Jungfrau, die das erste Geständniß der Liebe aus dem Munde des Geliebten vernommen hat.

Wird er weitere Schritte thun? so fragte sie nicht. Ihr war's ja völlig genug, daß er sie liebe. Und sie wußte ja, daß er jetzt noch keine Schritte zu thun im Stande sei; sie wollte ja so still so geduldig warten, bis er dereinst als ein Diener der Schule oder der Kirche würde vor sie hintreten können.

Den andern Tag war sie minder ruhig. Ein Diener Neippergs war gekommen, und hatte ihr einen wunderherrlichen Rosenstock gebracht und sich in seines Herren Namen erkundigt, wie es ihr in der Einsamkeit ergehe. Das beunruhigte sie. Jetzt fühlte sie sich genöthigt, ihre stille Welt der Träume doch mit der Welt der Wirklichkeit in Verbindung zu bringen. Es konnte eine gewöhnliche ritterliche Artigkeit des Junkers sein. Aber er war kein Mann der bloßen Artigkeiten; was er sprach und that, war ihm tiefer Ernst. Wie wenn nun dieser Junker sich um ihre Hand bewerben sollte, wie sollte sie handeln? womit ihn abweisen? Keinen Augenblick war sie zweifelhaft, was sie in einem solchen Falle zu thun habe. Mit voller Offenheit mußte sie bekennen, daß sie ihn zwar innig hochachte, daß sie aber im

stilleu Herzen sich einem Manne zugelobt habe, der sie nicht minder innig liebe, als sie ihn.

Aber wie sie also dachte, kroch an der Blüthe ihrer Hoffnungen der Wurm des Zweifels empor, und fing an, das Blüthenreis zu benagen. „Ist's denn gewiß, daß er mich liebt? Sein Wort: den Strauß bewahr' ich wie ein Heiligthum — Aber konnte dies nicht auch der fürstlichen Geberin gelten? mußte nicht einem Jüngling, der mit so voller Kraft nach der Palme der Ehre und des höchsten Wissens rang, ein solcher Preiß als Preiß am meisten gelten? — O wie lieb ist das von ihm —! Aber konnte dies nicht auch eine gewöhnliche Studentenartigkeit sein? Sein Blick —! aber wer konnte leichter über die Bedeutung dieses Blickes sich täuschen, als das so parteiische Auge der Liebenden? Hatte sie denn von ihm, dem unbekannten Jüngling, solche Beweise, wie sie von Neipperg hatte, daß er seine Worte wäge und nichts rede womit es ihm nicht ernst sei. Hatte sie ihn denn irgendwie und irgendjemals näher kennen lernen? Wußte sie näheres über seinen Charakter, seinen Wandel, sein Leben? Daß er fleißig und geschickt sei, wußte sie; aber außerdem wußte sie von ihm auch schlechterdings gar nichts weiter, als daß er ihr vom ersten Augenblick an wohlgefallen habe.

Dies waren ihre Gedanken; ihr Gefühl straften freilich diese Gedanken Lügen; ein unerschütterlicher Glaube sagte ihr: er liebt dich, er ist dein. Aber die vernünftigen Gedanken kamen doch immer wieder dazwischen, und das Gewissen pflichtete dem Gedanken bei, und forderte: wenn er nun nichts von Liebe fühlte — und jagten ihr das Blut in den Kopf.

Der Junker wuchs dabei keineswegs in ihrer Neigung Sie schob den ärgerlichen Rosenstock in eine Ecke, der all diese Zweifel in ihr aufgeregt hatte. Sie zweifelte nicht an Johannes, um für den Junker frei zu werden; sie zweifelte aus Angst, daß ihr liebstes Herzenskleinod ihr unter den Händen zu Luft zerrinnen möchte, und wußte nicht mehr recht, was sie auf eine etwaige Bewerbung Neippergs erwiedern, wie sie dieselbe abweisen sollte. Konnte sie denn ohne Erröthen sagen: Ich liebe einen Andern, aber ob er mich liebt, davon weiß ich nichts?

Sie war in einer schrecklichen Lage, und brach in Thränen aus.

Der Vormittag verging trüb und langsam; die Sonne hatte sich verschleiert, und feiner Regen rieselte vom Himmel. Nach Tische kam ihre Freundin Lina von Eppingen. Ihr heiteres Plaudern wirkte auch auf Cornelien beruhigend. Glücklicherweise wußte sie noch nichts von Neippergs häufigen Besuchen; sonst würde sie es an neckenden Anspielungen nicht haben fehlen lassen.

Eine volle Stunde hatten sich die beiden Freundinnen über völlig gleichgültige Gegenstände unterhalten. Da hub Lina an: „Hast du auch schon von dem Zweikampf gehört?"

„Ein Zweikampf?" fragte Cornelia gleichgültig.

„Hauptmann von Waldstätten ist erstochen. Er hat Händel mit den Studenten gehabt. Zwei derselben sind entflohen; Hermann Schmidt heißt der eine, und der andere — Post — Postel — Posthius, ja Johannes Posthius. Einer von Beiden ist jedenfalls der Thäter."

Cornelia ward bleich wie der Tod. Sie lebte noch nicht im Jahrhundert der Ohnmachten, aber das Blut schoß ihr

doch nach dem Herzen zu, und sie konnte vor äußerster Beklemmung kaum athmen.

„Himmel, wie siehst du aus?“ rief Lina, „kann dich das so erschrecken?“

„Es ist nichts,“ sagte Cornelia, mit aller Kraft sich bemeisternd, „aber wie kannst du eine so gräßliche Geschichte mir so ohne alle Vorbereitung mittheilen?“

„Ein Zweikampf ist eben nichts so unerhörtes! Kennst du denn den Hauptmann v. Waldstätten?“

„Nicht im mindesten“, erwiederte Cornelia, „aber daß ein Student, ein blutjunger Mensch seine Seele mit einer solchen Blutschuld belädt, ist mir schrecklich genug. Geh, laß uns von etwas andrem sprechen!“

Sie sprachen von anderen Dingen, aber Cornelia hörte nur mit halbem Ohre, und antwortete nur mit den Lippen. Ihr innerer Mensch war tausend Meilen weit von den Gegenständen des Gespräches entfernt. Lina schob das ihrem Schrecken zu, und sprach desto unverdrossener, je weniger Cornelia erwiederte. Diese kam sich vor wie ein Scheintodter, der alle die gleichgültigen Dinge sieht und hört, die um ihn her vorgehen, und der nur das Eine wichtige Wort: Rettet mich, ich lebe noch, mit aller Anstrengung nicht auszusprechen vermag.

Endlich ging Lina. Cornelia saß stumm da, und fühlte sich über alle Maaßen elend. Sie schloß in der Nacht kein Auge; aber wilde Träume gingen vor dem offnen Auge vorüber.

Den andern Tag hörte sie, daß der Hauptmann nicht einmal gefährlich verwundet sei. Es war ihr lieb, das zu hören; aber das Bild ihres Geliebten hatte doch einen

tiefen entstellenden Riß bekommen. Der ideale, herrliche Jüngling hatte sich in einen gewöhnlichen Studenten verwandelt, vielleicht in einen rauflustigen, jedenfalls in einen, an dessen Händen Blut klebte.

Cornelia that Johannes Unrecht; aber wie konnte sie's wissen, daß sie ihm Unrecht that? —

Als Johannes von jenem Spaziergang an den Wolfsbrunnen heimkehrte, stürzte ihm sein Freund Hermann athemlos entgegen, „Johannes, hilf mir, sei mein Sekundant; ich muß mich schlagen.“ „Schlagen?“ rief Posthius erstaunt, „du schlagen? du der so streng wie ich selber die sinnlose Unsitte des Zweikampfes verwirft und verabscheut? du und Raufhändel?“ — Verdamme mich“, rief Hermann, „ich verdiene es; aber jetzt kann ich nicht mehr zurück! O Gott, meine Aeltern, meine armen Aeltern!“

„Nun ich denke, die Sache wird sich noch gütlich beilegen lassen,“ beruhigte Posthius. „Ein Handel zwischen Studenten ist leicht geschlichtet. Und sollte es ja zum Gefecht kommen, so sind solche Kämpfe in der Regel so gefährlich nicht.“

„Zwischen Studenten?“ rief Hermann. „O Gott, wenn's das wäre! Aber diese Sache ist viel ernster, viel schrecklicher in ihren Folgen. Hier ist ein Brief an meine Aeltern, wenn ich fallen sollte.“

„Was ist denn, so rede.“

„Ich ging vor einer Stunde durch die Hauptstraße, etwas in meine Gedanken verloren, und sah nicht gehörig vor mich, sodaß ich mit einem Hauptmann, der noch nicht lange hier ist, und dessen Namen ich erst nachher erfuhr, unsanft zusammenstieß. Er mochte denken, es sei von meiner

Seite Studentenübermuth, und gab mir, ehe ich Zeit hatte, mich zu entschuldigen, einen Backenstreich. O daß ich des Wortes unsers Herrn gedacht hätte: Wer dich schlägt auf den einen Backen, dem biete den andern auch dar. O wie ehrenhaft vor Gott und frommen Menschen stünde ich da, wenn ich in würdiger Weise, in ruhigem Tone vor ihn hingetreten wäre, und gesagt hätte: „Herr, daß ihr mich schluget, thatet ihr im Irrthum, denn daß ich euch stieß, ist ohne böse Absicht geschehen. Ich bin ein künftiger Diener Jesu Christi und ihr seid ein Vertheidiger des Vaterlandes, vergebt mir mein Versehen, so will ich das eure als ungeschehen betrachten.“ Aber ach, das Fleisch wallte in mir auf; ich sah mehr auf die Gesichter der Umstehenden, als auf Gott; im Zorn erwiederte ich den Backenstreich. Und dafür hat er mich nun gefordert. Jetzt bin ich der Beleidiger, und muß ihm, wenn ich kein ehrloser Feigling sein will, mit dem Schwerte Rede stehen.“

Posthius wußte da nicht zu helfen. Den andern Morgen sollte drüben überm Neckar in einer Thalschlucht der Zweikampf stattfinden. Einige andre Studenten zogen mit hinaus, in aller Stille und in gedrückter Stimmung, weil sie ernstere Zusammenstöße zwischen der Studentenschaft und den Hauptleuten fürchteten. Unterwegs vernahm Posthius von ihnen, daß der Hauptmann von Waldstätten ein Abenteurer sei, der schon in vieler Herren Diensten gestanden, und daß er mehrfach geäußert habe, er sei darum nach Heidelberg gekommen, um die Studenten zu demüthigen und ihnen „die Nase in den Straßenschmutz zu drucken.“

An dem bestimmten Platze fand der Zweikampf statt. Hermann war ein tüchtiger Fechter, der Hauptmann ein

Maulheld. Hermanns erster Hieb traf den Hauptmann an die Schläfe, daß er besinnungslos zusammenstürzte. Die Studenten ergriffen die Flucht. Hermann mußten sie mit Mühe fortschleppen. Er wollte verzweifeln. Er glaubte, und sie alle glaubten es, der Hauptmann sei erschlagen.

Er hat sich aber nach wenigen Tagen wieder erholt; von dem Zweikampf soll er nicht viel geredet, sondern die Stadt bald verlassen haben. Der Vorfall blieb ohne Folgen für die Studentenschaft.

Auch Hermann erhielt die tröstliche Botschaft, und kehrte nach etwa vierzehn Tagen mit Posthius zurück.

Cornelia hatte in dieser Zeit viel gelitten. Sie kämpfte allen Ernstes, ihre Liebe zu Johannes zu bezwingen, und vielleicht wäre es ihr gelungen. Aber Neipperg machte nach des Oheims Rückkunft seine Besuche wieder wie sonst, und ließ jetzt deutlicher als zuvor seine Absichten merken. Er redete davon, wie er nun sein Haus zu gründen gedenke, und welche ernste Pflicht für einen christlichen Edelmann es sei, mit der sorgfältigsten Prüfung bei der Wahl einer Gattin zu Werke zu gehen, und nicht so sehr auf äußerliche und blendende Vorzüge vor der Welt als auf ein stilles gottergebenes und gottesfürchtiges Gemüth zu sehen. Cornelia, ihrer innern Kämpfe eingedenk, fühlte sich tiefbeschämt in ihrem Herzen. Sie verstand recht wohl, was er sagen wollte, sie war aber nicht im Stande, etwas darauf zu erwiedern. Traurig sah sie zu Boden, er rechnete es ihrer Demuth zu; doch that es ihm wehe, daß sie gar kein Wort der Erwiederung hatte. Er spielte mehrere Tage nicht mehr auf diesen Gegenstand an.

Des Abends in ihrem Kämmerlein nahm Cornelia eine

ernste Selbstprüfung vor. Sie konnte nicht sagen, daß der aus einem Zweikampf entflohene Student Posthius der Gegenstand ihrer Liebe sei, aber das Traumbild, das sie von Johannes sich gemacht, dies Traumbild war noch der Gegenstand ihres Sehnens und Schmachtens, und strahlte noch in einem Demantfeuer, vor welchem die Gestalt des edlen frommen Junkers erblich.

Sie verdammte recht ernstlich diese Träumerei. Sie sagte sich, daß es Sünde, schwere Sünde sei, ihr Herz an ein selbstgemachtes Götzenbild zu hängen. Sie blickte wie eine tiefgesunkene an dem Junker empor. Sie fühlte sich seiner so unwerth; dies Herz mit seinen nichtigen und doch so leidenschaftlichen Liebesträumen war nicht das gotterge-bene, gottesfürchtige Herz, das Neipperg bei ihr voraus-setzte. Es war einst gottesfürchtig gewesen. „Und kann ichs nicht wieder werden? nicht wegwerfen diese heimliche, sündliche, thörichte, gottlose Liebe?"

Ja ich will, dachte sie, und flehte zu Gott um Kraft. Aber als sie entschlafen war, stand der alte, herrliche Johannes vor ihr, und sah sie mit dem leuchtenden Auge an, und sprach: „O wie lieb ist das von ihm!" Und sie fuhr aus dem Schlaf empor, und fand ihn nicht wieder in dieser Nacht.

Johannes kam mit Hermann zurück nach Heidelberg. Des Abends fanden sich ein paar Bekannte mit ihnen zusammen, und nachdem von dem Zweikampf und der Genesung des Hauptmanns und seinem Verschwinden des breiteren verhandelt worden, fragte Hermann: „Und was hat sich, seitdem wir weg waren, des neuen in Heidelberg zugetragen?"

„Nicht viel, daß ich wüßte!“ antwortete einer der Studenten. „Wäret ihr noch acht Tage länger ausgeblieben, so hättet ihr vielleicht ein Brautpaar vorgefunden.“

„Und das wäre?“ fragte Hermann ganz arglos.

„Das schönste Mägdlein in der ganzen Churpfalz und ein stattlicher Junker, von dem sie sich seit einigen Wochen sehr ernstlich den Hof machen läßt.“

„Wer? Wer?“ rief ein Dritter.

„Der Junker heißt Neipperg, und wer das schönste Mägdlein in der Churpfalz ist, könnt ihr selber ohne viel Kopfbrechens rathen.“

„Darüber möchte es denn doch verschiedene Ansichten geben,“ bemerkte der vorige.

„Ja, dir mag freilich die Lise Bilsenbrei am besten gefallen, das weiß man. Aber Posthius, du sollst Schiedsrichter sein, und mir sagen, ob nicht Cornelia von Venningen das schönste Mägdlein in der ganzen Churpfalz ist?“

„Beim Henker, das ist sie!“ brach Posthius funkelnden Blickes heraus, und stürzte ein großes Glas Wein, das vor ihm stand, auf Einen Zug hinunter.

Hermann beobachtete ihn, konnte aber vor den Andern nichts mit Johannes reden. Dieser fing wieder von dem Zweikampf an, und tobte in wilder Weise, die niemand an ihm gewohnt war, über den Hauptmann, und schlug dabei mit geballter Faust auf den Tisch.

„Posthius hat seinen Wein zu schnell getrunken,“ bemerkte einer. Posthius aber stürzte einen zweiten Humpen hinunter.

„Der hat's im Westrich gelernt,“ sagte ein Andrer.

Hermann aber nahm den Freund schweigend beim Arme, und führte ihn fort. Er ließ sich führen, wie ein Lamm.

Den folgenden Vormittag machte Cornelia einen Besuch bei einer Bekannten. Auf dem Wege dahin sah sie zu ihrer nicht geringen Bestürzung Posthius daher kommen. Zwischen ihm und ihr war keine Seitengasse mehr; sie konnte nicht ausweichen. Er war nur noch zwanzig Schritte von ihr entfernt. Die Bilder der süßesten Augenblicke ihres Lebens standen wieder hell und strahlend vor ihr; kaum wagte sie es, bebend aufzublicken zu dem geliebten Lockenhaupte. Aber als sie es that, sah sie ein andres Gesicht auf sich zukommen; die Formen waren dieselben, auch die Locken. Aber dies Antlitz war blaß, und in dem Auge loderten die verborgenen Funken einer wilden Gluth, und um den Mund spielte ein bittrer hämischer Zug; so groß war die Veränderung, daß sie wirklich zu zweifeln anfing, ob es nicht ein andrer, ihm nur sehr ähnlicher Mensch sei, und ihn daher betroffen und halb neugierig, halb ängstlich ansah, als er auf sie zukam. Wäre er im Zorn der Eifersucht ohne Gruß an ihr vorbeigegangen, sie würde entweder in der Meinung, daß es ein Andrer sei, bestärkt worden sein, oder seine Leidenschaft erkannt und den Grund derselben errathen haben. Aber ihm gab die höchste Energie seiner Zornwuth und seines bittersten Hasses die Vollkraft, sich zusammenzunehmen und sie zu verachten. Er grüßte sie sehr höflich und sehr kalt.

Und ihr fiel es nun wie Schuppen von den Augen, daß all ihr Wahn, als ob sie von ihm geliebt werde, auf einer optischen Täuschung beruht habe. O wie kehrte die Ruhe in ihr sturmbewegtes Herz zurück. Einem vom hitzigen

Fieber geheilten kann es nicht wohler und freier um die Brust sein, als es ihr jetzt war. Leichten Fußes eilte sie zu der Bekannten. Diese plauderte von allerlei, unter andern von der neuen Kammerjungfer, die sie in Dienst genommen. „Und warum habt ihr Margarethen entlassen?“ fragte Cornelia, „ihr waret doch stets mit ihr zufrieden.“

„Sie war ein braves, ordentliches Mädchen; aber sie hat eine Bekanntschaft mit einem Studenten. Ihr Schatz ist zwar auch ein solider junger Mensch, der Theologie studirt und dem nichts böses nachzusagen ist; aber solche Studentenliebschaften haben doch immer etwas anrüchiges.“

Cornelia hätte in den Boden sinken, und dann hätte sie wieder jauchzen mögen. Sie blieb aber heiter und stille.

Als sie die Treppe hinabging, lispelte sie leise vor sich hin:

„Gott, aus welchem Abgrund hast du mich gerettet.“

Den Abend kam Neipperg. Sie trat ihm heiterer, vertrauender entgegen als je. Wie wohl war ihm, da er diesen wolkenlosen Blick sah. Sie blickte ihn an, als ob sie etwas gut zu machen hätte. Er begriff sie nicht, aber er freute sich. „Die Hindernisse sind jetzt beseitigt, ich bin entschlossen,“ das stand auf ihrer Stirn geschrieben. Als sie aus dem Garten in das Wohngemach traten, sah er den Rosenstock, den er ihr neulich geschenkt, auf dem Tische stehen. Freudig überraschten fragenden Blickes schaute er sie an. „Seht diese Rose, Junker,“ sprach sie, „die aus eurem Geschenke erblüht ist,“ und wirklich hatte eine wunderherrliche Rose sich erschlossen.

„O möchte so die Rose meiner liebsten Hoffnung mir erblühen, um nie zu welken!“ rief er aus. „Cornelia, ihr

wißt, was ich begehre, was ich von Gott erflehe. Ein tugendsames treues Weib, das durch eine höhere als die irdische Liebe mit mir verbunden wäre, nicht für diese Zeit allein, nein für alle Ewigkeit. Keinen Engel, ein Weib! Ein Weib, das ihre eigenen Schwächen kennt, und darum an den rechten Anker sich hält, und darum auch mit des Mannes Schwächen Geduld hat. Cornelia, wollt Ihr die meine werden?"

„In Gottes Namen, ja," sprach die Jungfrau, und der Junker schloß sie an's Herz zum bräutlichen Kusse, und der Oheim breitete segnend die Hände über das Paar.

Achtes Kapitel.

Eröffnungen ohne Erfolg.

Die Nachricht, daß die reizende und tugendsame Cornelia mit dem wackern und reichen Junker Neipperg verlobt sei, durcheilte wie ein Lauffeuer die Stadt. Alle ihre Freundinnen, Lina an der Spitze kamen, ihr die herzlichsten Glückwünsche zu sagen. Philipp aber war in der Freude seines überströmenden Herzens noch am Abend zu Helmstatt geeilt. „Was bringst du so spät? Was giebt's Neues?" rief ihm dieser entgegen. „Nicht viel von Bedeutung," sagte Philipp, „ein neues Brautpaar." Helmstatt sah ihn mit großen Augen und offenem Munde von der Seite an, daß Neipperg unmöglich sich des Lachens erwehren konnte. „Heraus damit!" rief Helmstatt; „der Bräutigam — ?"

„Bin ich," sagte Philipp, und jetzt fuhr der Freund an seine Brust, daß jener alle Kraft anzuwenden hatte, um nicht abwärts zu Boden zu fallen. „Du Goldjunge! du Prachtkerl!" regnete es über ihn, „Gott segne euch! Du vortrefflicher! du ausgesuchtes Exemplar von einem Bräutigam! Beneiden möchte ich dich, wenn ich's vor Freuden könnte!"

„Auch der alte Hofrichter von Venningen empfing manchen beglückwünschenden Besuch. Er war allezeit ein heiterer Mann, aber heute fand man ihn in seiner Sonntagslaune. Er sprach wenig und kurz, wie er's gewohnt war, jedoch ein unaufhörliches Muskelspiel um seine Mundwinkel sagte lauter als alle Worte: „Ich bin zufrieden. Ich bin vergnügt!

Um zehn Uhr kam der glückliche Bräutigam. Nachdem ihm im Gespräch mit seiner Cornelia eine Stunde schnell wie eine Minute verflossen war, nahm Venningen ihn beiseit in sein Arbeitsgemach, und sagte zu ihm: „Ihr müßt auch hören, was Cornelia zu erwarten hat. Von einer alten Tante hat sie 60000 Gulden geerbt, wovon sie aber zur Stunde selbst noch nichts weiß; denn es taugt nicht, wenn die Kinder wissen, daß sie Geld haben; und ich habe sie in meinem Testamente mit einem Legate von 20000 fl. bedacht." Diese Nachricht war Neipperg überraschend, denn auch er hatte nicht anders gewußt, als daß Cornelia ohne Vermögen sei. „Ihren edelsten Reichthum," erwiederte er, „trägt sie in sich, und daß ich sie allein um deßwillen gewählt habe, mögt ihr daraus abnehmen, daß, was ihr mir hier mittheilt, mir völlig neu ist."

„Es ist aber gut," sagte der Hofrichter, „wenn eines wohlhabenden Mannes Frau nicht mit leeren Händen zu

ihm kommt. Ist der Mann auch zu edel gesinnt, ihr je merken zu lassen, daß sie ihm Brod und Obdach verdanke, so machen doch die Weiber sich allerhand Grillen, und bilden sich leicht ein, man habe sie um Gottes willen genommen."

Neipperg mußte bei diesen Worten gerade zu lachen. Der alte Herr aber sprach: „Ja, ja, jetzt hängt euch beiden der Himmel noch voller Geigen, aber ihr werdet's noch erfahren, daß es im Ehestand auch wolkige und windige Tage gibt, und da ists gut, wenn alles hübsch auf einem soliden Grunde steht."

Neipperg wollte nicht widersprechen, dachte aber bei sich selbst: Es gibt einen Grund und Unterbau des ehelichen Glückes, der doch noch solider und fester ist, als das Geld. Und daran hatte er so unrecht nicht.

Nach dem gemeinsamen Mittagtisch kam der Kanzler Hartmann von Eppingen, und brachte die frohe Nachricht, daß der alte Churfürst sich nun wirklich entschlossen habe, den Dr. Gründler als Professor der Medizin und seine Gattin Fulvia als weiblichen Professor der Eloquenz an der Universität anzustellen. Beide Ehegatten sollten mit dem Anfang des Wintersemesters ihre Vorlesungen beginnen.

Venningen war vor Lachen außer sich. „Fulvia Professor der Eloquenz!" rief er einmal über das andre aus. „Nein, das ist unerhört! Ein weiblicher Professor! Hoffentlich werden unsre Damen in ihre Vorlesungen commandirt werden, um sich in der Eloquenz zu perfectioniren, woran es ihnen allen bekanntlich so sehr fehlt. Neipperg, Neipperg! es ist gut, daß ich mit meiner Nichte den Winter nach Neuburg zurückkehren muß. Denkt euch nur, wenn eure Braut

die Eloquenz auch noch studiren würde, was wäret ihr für ein geschlagener Mann!"

In der That rief eine unabänderliche Nothwendigkeit den Hofrichter nach Neuburg zurück, und zu Neippergs großem Leidwesen konnte er nur noch wenige Wochen in Heidelberg verweilen. Diese Wochen wurden von den Verlobten ausgekauft und genützt, als ob jeder Augenblick hätte mit Gelde aufgewogen werden müssen. Cornelia lernte ihren Bräutigam mit jedem Tage höher schätzen; sie fühlte sich unaussprechlich glücklich und zufrieden.

Es waren heitere sonnige Tage des Spätsommers. Die Frühtrauben fingen an sich zu färben; die Aprikosenbäume in dem churfürstlichen Garten senkten ihre Aeste unter der Last der reifen goldenen Früchte. Einer dieser Tage sollte zu einem Ritt auf Neippergs Schloß verwendet werden. Frühmorgens wurden die Pferde gesattelt. Als sie den Neckar hinaufritten, lag der Thau wie silbernes Geschmeide auf den beperlten Gräsern; eine frische schneidende Luft wehte aus dem Thale heraus; die steigende Sonne drückte die letzten Flocken des Nebels in den Schluchten zur Erde. Auf den rothen Sandsteinfelsen hingen die Steinhauer und schleiften die gebrochenen Quadern zum Flusse hinab, wo die rüstigen Arme der Schiffsleute bereit waren, sie zu empfangen und an den Ort ihrer Bestimmung zu führen. Späterhin verließen sie den Neckar, und bogen in Seitenthäler ein. Nach einem muntern Ritte von dritthalb Stunden glänzte ihnen von einem hohen Felsen ein freundliches Schloß entgegen. Seine breite Stirn schaute ins Thal herab, gerade über die Dächer des Dörfchens, das unter der Felswand hinter Aepfel- und Kirschbäumen versteckt lag.

Ein muntres Bächlein tändelte durch den Wiesengrund zwischen Erlengebüschen dahin, und spielte mit den Rädern einer Mühle. Der Reitweg bog sich in sanfter Krümmung den Berg hinan. Bald kamen sie an die Trümmer eines Gemäuers; da hatte einst das äußerste Thor der älteren Burg gestanden, aus deren Schutt das neue Schloß sich erhoben hatte. Die alten Mauerreste waren wunderlich mit wilden Reben und Epheu bewachsen.

Jetzt bog sich abermals der Weg um eine Felsenecke hinan; sie sahen den Wall und Graben des Schlosses vor sich, aber hoch von der obersten Felsenzinne ragte der alte halbverfallene Wartthurm der alten Burg, der „Berchfrit", auf die Thürme und Erker der neuen herein. Ein anmuthiger Waldpfad führte zu dem alten Thurme hinauf.

Sie ritten durch das feste Thor und über eine kleine Brücke in den Burghof. Hier stand die Dienerschaft, bereit sie festlich zu empfangen. Ein hochbetagter eisgrauer Vogt mit gekrümmtem Rücken und gefurchten Wangen schüttelte dem Junker treuherzig die Hand, und sagte: „Das hätte ich mir nicht träumen lassen, als ich Euern Herrn Vater selig auf den Armen trug, daß ich Euch noch mit Eurer Braut begrüßen würde." Dem Vogt zur Seite stand die Burgzofe, seine Schwiegertochter, eine Wittwe zwischen den fünfzigen und sechzigen. Diese erwiederte den freundlichen Gruß der Braut mit einer Zurückhaltung, die für Cornelien etwas befremdliches hatte. Sie wird mißvergnügt sein, dachte Cornelia, das Regiment im Schlosse aus der Hand geben zu müssen, und nahm sich vor, durch Freundlichkeit und Leutseligkeit die Verstimmung zu überwinden. Nicht aus Mißvergnügen war Margaretha so zurückhaltend und

abgemessen, sondern sie hatte sich den Grundsatz in den Kopf gesetzt, daß die Dienerin sich nie in die Angelegenheiten der Herrschaft mischen dürfe, und diesem Grundsatze gemäß hatte sie stets bei allem, was ihre Herrschaft freudiges oder trauriges bewegt hatte, mit eiserner Consequenz die höchste objektive Ruhe bewahrt, und suchte auch jetzt zu zeigen, daß sie bei der Verlobung ihres jungen Herrn völlig unbetheiligt sei.

„Sieh nicht so ernst, Margaretha," sagte scherzend der Junker, „ganz Heidelberg weiß ja doch, daß du es warst, die zuerst meine Aufmerksamkeit auf dies Fräulein gelenkt hat." Margaretha ward bleich vor Schrecken und dann roth vor Aufregung und Beschämung. „Der gnädige Herr belieben zu scherzen," sagte sie in hülflosem Entsetzen, „ganz Heidelberg weiß ja, daß Margaretha sich nicht herausnimmt, in die Angelegenheiten ihres gnädigen Herrn sich einzumischen."

„Ruhig, ruhig!" sagte der Junker lachend, und grüßte dann heiter den übrigen Theil der Dienerschaft, der in einiger Entfernung hinter den beiden Hauptpersonen stand, und die Mützen schwenkte. Es war Robert der Koch, ein Stalljunge und eine Hausmagd. Den Reitknecht hatte er mitgebracht.

„Nun laßt uns hinaufgehen in den Söller, und sehen, was Roberts Kunst geleistet hat. Die Morgensuppe haben wir denke ich längst verdaut; ich für meine Person bringe wenigstens einen hungrigen und durstigen Magen mit."

Er führte seine Braut und den Hofrichter an der Seite des Hofes hin, wo man über eine steinerne Brustwehr senkrecht in die Tiefe hinab- und in das Thal hinaufsah.

Sie traten in die Pforten eines Thurmes; eine Windeltreppe führte in die oberen Gemächer. Die Räume waren nicht sehr groß, aber traulich, die Einrichtung altväterisch und überaus einfach. Das vor Alter braune Getäfel gab den Gemächern einen etwas düsteren Anstrich. Cornelia, welche nie auf Glanz und Pracht Anspruch machte, und jetzt vollends ihr Glück nur darin suchte, ihren Philipp glücklich zu machen, fühlte sich durch diese große Einfachheit völlig befriedigt; der Junker aber dachte bei sich im Stillen: „Was wird sie für Augen machen, wenn sie im nächsten Frühjahr diese Räume wiedersieht!"

Die Gemächer waren bald durchschritten, und man setzte sich nun zu einem einfachen Mahle. Nach der Mahlzeit äußerte Cornelia den Wunsch, auch das Dorf zu besehen. „Du wirst da viel Noth und Elend finden," sagte Neipperg, „hier im Gebirg ist eine gar rauhe und arme Gegend." Er führte sie eine kleinere Wendelstiege hinab und trat mit ihr durch ein Pförtchen auf eine allerliebste Gartenterrasse, die tiefer lag, als das Schloß, und ringsum von alten epheubewachsenen Mauern gar heimlich und klösterlich umschlossen war. Hier standen die Astern in voller Blüthe, und unter einer Gruppe mächtiger Silberpappeln plätscherte ein kleiner Springbrunnen. „Das ist ein kühles liebliches Plätzchen für die heißen Sommertage," bemerkte der Junker, „wir werden hier oft miteinander sitzen." Cornelia antwortete mit einem Händedruck und blickte ihm hell in's Auge. Jetzt führte er sie abermals durch eine verborgene Treppe tiefer hinab; sie traten heraus auf den steilen Abhang des Berges, und ein niedlicher Fußpfad führte sie im Zickzack vollends hinunter bis zu einer stattlichen Meierei.

„Hier wohnt mein Pächter, ein braver ehrlicher Mann,“ sagte Neipperg. „Gevatter Gottfried, wie geht's? wißt ihr auch, wen ich hier am Arme habe.“ Der Bauer zog ehrfurchtsvoll seine schwarze Zipfelkappe hinter dem Ohr herunter, und stammelte einen Segenswunsch. Auch die Bäuerin kam, und zwei pausbackige Kinder hängten sich an ihre Schürze. Gottfried that es nicht anders, die Herrschaften mußten in die Stube eintreten, und von der Butter versuchen, die so eben aus dem Butterfasse kam. Cornelia scherzte freundlich mit den Kindern, bald hatten diese alle Verlegenheit überwunden, und hingen an dem gnädigen Fräulein, und wollten das Mährchen, das sie ihnen erzählt, noch einmal hören. Die Pächtersleute aber freuten sich über die sachverständigen Fragen, die sie über die verschiedenen Zweige der Landwirthschaft an sie richtete, und Gottfried sagte: „Ei, wenn das Fräulein soviel von der Wirthschaft versteht, so muß sie doch auch den Kuhstall und den Hühnerhof sehen.“ Das geschah; die starken wohlgemästeten Rinder wurden nach Gebühr bewundert, und die Hühner pickten begierig die Brosamen, die die bräutliche Hand ihnen streute.

Der Hofrichter kehrte unter dem Vorwand der Ermüdung in das Schloß zurück, und ließ das Brautpaar seinen Gang durch das Dorf allein fortsetzen. Cornelia kam an mancher ärmlichen Hütte, mancher gesunkenen Lehmmauer vorüber, und die Kinder, die sich vor den Häusern herumtrieben, sahen meistens zerlumpt und vernachlässigt aus. Auch an Bettlern würde es nicht gefehlt haben, wenn die Scheu vor dem Gutsherrn sie nicht abgehalten hätte. Ein ältlich aussehender Mann allein wagte es, Cornelien um „ein Stück Geld“ anzusprechen. Anstatt seine Bitte zu ge-

währen, fragte sie: „Was wollt ihr mit dem Gelde anfangen?" Der Alte nahm diese Frage, über welche auch Neipperg sich verwunderte, für ein Zeichen von Geiz, und sagte verdrießlich: „Was anfangen mit dem Gelde? O so ein vornehmes Fräulein weiß freilich nicht, wie es bei einem alten Mann aussieht, der sechs Monate lang krank war, und nichts hat arbeiten können, und noch den ganzen Hauszins schuldig ist." Neipperg zog die Börse und gab ihm ein Geldstück; Cornelia fragte ihn, bei wem er wohne. Er dankte für die Gabe, nannte den Namen seines Miethsherrn und das Brautpaar ging weiter.

„Warum wolltest du ihm nichts geben?" fragte der Junker. „Das will ich dir sagen", erwiederte Cornelia, „sobald du mich zu dem Manne, den er genannt hat, geführt haben wirst", — „Und was willst du dort?" — „Führe mich nur erst hin". — „Es ist aber eine elende Hütte". — „Ebendeshalb muß ich sie sehen."

Philipp führte sie bis vor das Ende des Dorfes hinaus zu einer armseligen Strohhütte. Der Eigenthümer war zu Hause, und Cornelia erfuhr von ihm durch wenige Fragen, daß der alte Mann wirklich ein halbes Jahr lang krank gewesen, daß er Wittwer und kinderlos und ein rechtschaffener, fleißiger Taglöhner sei, daß er noch den ganzen Zins seit einem Jahre schulde, und daß der Hausherr selber arm sei und dieses Geldes nicht entrathen könne. Sie fragte, wieviel der Zins betrage, und zahlte den rückständigen sowie den für das kommende Jahr. Darauf entfernte sie sich schnell, und wollte von Dank nichts hören.

Neipperg stand eine Thräne im Auge. Er sagte kein

Wort, aber als sie draußen und im Gebüsche waren, drückte er einen Kuß auf die Stirn seiner Braut.

Er führte sie durch ein Wäldchen auf der andern Seite des Schlosses in die Höhe. Der verschlungene Pfad wand sich unter dem dichtesten Buchengebüsch sanft hinan. Sie stiegen lange. Plötzlich sahen sie den Felsen vor sich, von welchem der Berchfrit sein Haupt hoch über alle umliegenden Höhen erhob. Neipperg hatte den Schlüssel zu sich gesteckt und geleitete sie auf die Zinne des mächtigen Thurmes. Hier öffnete sich eine wilde und seltsame Aussicht. Man sah hoch über das Schloß und das Thal hinweg; die Hochflächen des Odenwalds und seine waldigen Scheitel lagen aufgedeckt, aber nur so flach, daß man gerade über sie hinsehen, nicht sie von oben mit dem Blick beherrschen konnte. Der Gesichtskreis war für den, der vom Schlosse heraufstieg, mächtig erweitert, aber nicht mächtig genug, daß man sich nicht sofort auf eine noch höhere Höhe hätte hinaufwünschen mögen. Die Einschnitte der Nachbarthäler ließen sich ahnen, nicht erkennen; staunend und überrascht blieb Cornelia stehen, schaute erwartungsvoll ringsumher, und senkte dann wieder den Blick in das bescheidene Thal hinab, wo jetzt die Dächer des Dorfes unmittelbar unter dem Schlosse liegend und mit demselben fast verwachsen erschienen.

„Ist dies nicht gerade, wie auf dem alten Schlosse von Heidelberg", fragte Philipp, „von dessen geborstenen Trümmern aus man auch das jetzige Schloß mit seinen herrlichen Neubauten tief tief unter sich liegend und mit der Stadt gleichsam zusammengeschmolzen erblickt?"

Cornelia bejahte die Frage. Aber die Erwähnung des alten Schlosses rief plötzlich in ihrem Innern eine Erinne-

rung wach, die sie mit aller Gewalt zu verscheuchen bemüht war. Und als nun ihr Bräutigam fortfuhr: „Sieh, dort am Fuße jenes Berges liegt das wirkliche Heidelberg“, und ihr Blick seinem Finger folgend den Gipfel des Königsstuhles deutlich erkannte, da tauchte das Bild jenes Ritters vom Königsstuhle herab und das Bild des Wolfsbrunnens und das Bild des braungelockten Jünglings, wie er ihr damals erschienen, so plötzlich und mächtig in ihrer Seele auf, daß ein unendliches Weh sie ergriff. Sie erschrack ins Innerste über sich selbst, und rief festen Willens sogleich jene letzte Begegnung sich ins Gedächtniß zurück, jenen höflichen gleichgültigen kalten Gruß, jenes nicht mehr reizende Gesicht, jenen Zauberschlag, der sie entzaubert und all ihren Kämpfen ein Ende gemacht hatte. Und dann hob sie den Blick zu ihrem Bräutigam empor, und schaute ihm in's Auge voll der innigsten Liebe.

„Was sinnest du, Cornelia? Du bist plötzlich so ernst“, sprach dieser.

„Philipp“, sagte sie entschlossen, „du sollst es hören, mußt es wissen, was mich eben bewegt. Ich bin die deine, ganz und rückhaltlos; es darf nichts zwischen uns bleiben, keine Falte meiner Vergangenheit darf sich vor dir verhüllen.“

Philipp sah sie betroffen an.

„Du weißt noch nicht, wie glücklich du mich gemacht“, fuhr Cornelia fort. „Du hast mich gerettet; deine Liebe hat mich gerettet aus den Banden einer albernen Leidenschaft.“

Neipperg ahnte in dem Momente, daß Posthius der Gegenstand dieser Leidenschaft gewesen sein müsse, daß also

die Liebe beider doch eine gegenseitige gewesen, daß er also zwischen das Glück zweier liebender Herzen sich selbsüchtig eingedrängt habe, — — o wie gerne wäre er jeder weiteren Erklärung Corneliens entflohen; wie viel hätte er darum gegeben, wenn auch dies erste Wort wäre ungesprochen geblieben! Und doch fiel ihm in dieser Bestürzung kein Wort ein, womit er Cornelien zum Schweigen, zum Abbrechen veranlassen konnte. Wie ein verzauberter sah er das Rad der Rede sich daherwälzen, das sein bisheriges ungetrübtes Seelenglück stören, und eine unausglättbare Furche darin zurücklassen solltr.

„Fürchte nichts, Philipp", fuhr Cornelia fort, „nie ist es zwischen mir und dem Dunstbilde meiner Phantasie zu einer Erklärung gekommen. Es war kein Mensch, den ich liebte; es war ein Traumbild, das sich in mir an die plötzliche Erscheinung eines Jünglings anreihte, das ich krankhaft verfolgt habe, und das mir unsägliche Gewissensqual bereitete, da ich mir sagen mußte, daß nur ein Frevel gegen die gottgeordneten Verhältnisse mich ihm verbinden könnte; ein Götzenbild meiner Seele war es, welches in Trümmer sank in dem Augenblick, wo eine Thatsache mich überzeugte, daß der Jüngling, dessen Nebelbild ich in mir trug, seinerseits mit dem gleichgültigsten Auge mich ansah, und von Liebe keine Ahnung empfand."

Neipperg ward ruhig. Dieser Zug paßte auf Posthius nicht.

„Es waren schreckliche Kämpfe", fuhr Cornelia fort. „Ich wollte mir selbst entfliehen, und konnte nicht. Ich wußte bereits, daß jener Mensch meiner unwerth sei, und noch wollte das täuschende Trugbild, das ein einmaliger

Anblick in mir zurückgelassen, vor der Wahrheit nicht zerrinnen. O wie unaussprechlich selig bin ich jetzt. Mein Jawort an dich war meine Genesung, mein Sieg über mich selbst, ein Sieg des Geistes über das unheimliche Reich der unwillkürlichen Seelenstimmungen. Du hast mich gelehrt, was bräutliche Liebe ist.“

„Und du fühlst dich vollkommen ruhig und zufrieden?“ fragte Neipperg zärtlich.

„Vollkommen“, antwortete sie. „Deine klare Stirn, dein offner heller Blick, dein festes, in Gott gegründetes Wort, o welch ein Anker ist dies für mein schwaches Mädchenherz. Ich fühle und weiß es, daß ich mit dir über alles reden, alles dir anvertrauen, in jeder Sache dich um Rath fragen kann, und daß du mir nicht nach Fleisch und Blut rathen wirst, sondern mir in jeglicher Sorge beistehen wirst, das was Gottes Willen ist zu erkennen.“

Neipperg drückte sie an sein Herz. Hatte sie denn nicht eben jetzt bewiesen, daß sie vollkommen ihm angehöre und vollkommen ihm vertraue? Durfte er jetzt noch weitere Fragen thun, wer jener Jüngling gewesen? Nur eitle Neugierde oder schändliches Mißtrauen konnte eine solche Frage wagen.

Ueberdies kam jetzt der alte Venningen den Thurm heraufgekeucht, und rief: „Aha, haben die Vögel einen Käfig entdeckt? Nun, die Aussicht da droben ist schön. Aber seht ihr auch, wo die Sonne steht? Wollen wir nicht in Nacht und Nebel zu Heidelberg eintreffen, so ists hohe Zeit zu satteln. Und vorher müssen wir doch noch einen Labetrunk nehmen!“

Sie stiegen also ins Schloß hinab; Venningen erhielt

den unentbehrlichen Labetrunk; Neipperg that ihm Bescheid. Die Pferde waren gesattelt, und so ritt die kleine Gesellschaft fröhlichen Muthes wieder durch die Thäler zurück.

Die Lichter der sinkenden Sonne stiegen an den Stufen der Felsen hinan, und hingen noch hoch an den freistehenden Waldesgipfeln, während der Fuß der Thalgehänge bereits in Duft und Schatten gehüllt war. Der Rückweg am Abend mit seiner Erinnerung an den hoffnungsreichen Heimweg am Morgen weckt wehmüthige Empfindungen. Ein schöner unvergeßlicher Tag war vorüber; o wer ihn hätte halten, ihn zurückrufen und noch einmal durchleben können!

Philipp gedachte des nahen Abschiedes, und das Brautpaar gelobte sichs, einander Briefe senden zu wollen, so oft Gelegenheit sich biete. Und an Kurieren zwischen Heidelberg und Neuburg fehlte es damals nicht.

Es war wirklich dunkler Abend geworden, als sie die engen Straßen der Hauptstadt entlang ritten. An Venningens Hause stiegen sie ab. Als sie die steinerne Wendeltreppe hinaufstiegen, bemerkte Neipperg in einem der gothischen Schnörkel zur Seite ein zusammengefaltetes Papier. Er steckte es zu sich, um es droben, falls es ein Brief sein sollte, dem Hofrichter zu übergeben. Aber bis die Lichter angezündet waren, hatte er es über der muntern Unterhaltung vergessen. Man nahm noch ein einfaches Abendbrod; dann sagte er Gutenacht, und begab sich fröhlich aber müde nach Hause. Rasch legte er sich zur Ruhe, und schlief unter heitern Bildern, die bald zu heiteren Träumen wurden, ein.

Erst als er den folgenden Morgen sich ankleidete, fiel ihm der Zettel wieder in die Hand. Es war ein offenes

Blatt Papier. Es enthielt nichts als die Worte: „Seid glücklich! Ihr habt ein Herz gebrochen.“

Er schrack zusammen, als er diese Worte las. War es also dennoch Täuschung, wenn Cornelia ihre Liebe für unerwiedert ansah? War es der Zorn der Eifersucht, den sie für die Kälte der Gleichgültigkeit hielt? Welch ein Glück, daß dieser unselige Zettel in seine und nicht in ihre Hände gefallen war.

Wer war aber dieser Liebende, dessen Liebe sie so wenig ahnte, als er ihre Gegenliebe? Wer anders konnte es sein, als Johannes Posthius? Denn der unerwartete Anblick des Königsstuhles hatte gestern jene Gedankenreihe in ihr wach gerufen, und am Fuße des Königsstuhles hatte ja jene Begegnung stattgefunden, wo sie Johannes sah, und auf Befehl der Fürstin ihm den Strauß an die Brust steckte. Sie also wähnte, sie sei ungeliebt; sie also bekämpfte mühsam die süßesten Empfindungen ihres Herzens; sie hielt in zarter Gewissenhaftigkeit das seligste Gefühl für ein Unrecht, schreckte zurück bei dem Gedanken an eine Verbindung, die ihrem Oheim freilich nicht die erwünschteste sein mochte, die aber doch nicht so sehr außer dem Bereiche der Möglichkeit lag. Denn Posthius war ja ein so ausgezeichneter junger Mann, daß er in kurzer Frist zu einer höchst ehrenvollen Stellung sich emporschwingen konnte.

Und dieser Posthius? Tüchtig und gediegen wie ein Mann, aber schüchtern wie ein Knabe, wagt er es nicht, sein heißes treues Sehnen der Geliebten zu bekennen, wartet er von Tag zu Tage, von Woche zu Woche, bis ihn die Todesbotschaft niederschmettert: Sie ist verlobt!

Neipperg saß da, den Kopf in beide Hände gestützt, den

Blick starr auf das Blatt gerichtet, das wie eine Klageschrift vor ihm auf dem Tische lag. Angstvoll wagte er kaum zu athmen. Jetzt stand er plötzlich auf, und holte das Gesuch, worin Posthius um die Pfarrei gebeten, und wollte die Schriftzüge vergleichen. Aber das Gesuch war griechisch; diese Züge ließen sich nicht mit den deutschen des Zeddels vergleichen, und die zierliche Fraktur der Adresse ebensowenig.

„Was soll ich thun?" rief er aus. „Halt! ich muß Gewißheit haben, nicht bloße Wahrscheinlichkeit, sondern felsenfeste Gewißheit, daß Posthius es war, dessen Bild sie in dem Heiligthum ihrer Seele verschloß. Und dann muß ich Gewißheit haben, daß Posthius es war, der diesen Zeddel geschrieben. Und ist beides gewiß — — o dann — dann will ich zu Venningen gehen, und ihm alles, alles sagen, und will dieses Jünglings Fürsprech und Brautwerber sein."

Er sank auf einen Stuhl; die Erschütterung preßte ihm Thränen aus.

„Und ich soll ihr entsagen? soll sie verlieren? — Und darf ich das? Fühlt sie sich nicht „vollkommen glücklich und zufrieden"? Hat sie nicht Gott gedankt, von den Kämpfen jener unklaren, träumerischen Liebe frei geworden zu sein? Darf ich sie zurückstoßen von dem Felsen, den sie umklammert hat, in die brandenden Wogen? Sie dankt mir, daß ich ihre Seele gerettet, und ich soll ihre Seele wieder tödten? — Unsre Verlobung ist stadtkundig; soll ich sie, meine Braut, zum Gegenstand eines Stadtscandals machen? — Und hat sie nicht recht, wenn sie ihre Empfindung für einen Jüngling, den sie gar nicht näher kennt, den sie einmal

flüchtig gesehen, als eine unreife, thörichte, alberne betrachtet? Würde sie, die eine Verbindung mit ihm für einen Frevel an Gottes Ordnung erklärt, in seinen bürgerlichen Verhältnissen sich glücklich fühlen?"

So dachte und sprach er bei sich selbst; da fiel sein Blick wieder auf die Worte: „Ihr habt ein Herz gebrochen."

„Mein Glück soll ich bauen auf den Leichenstein eines gebrochenen Herzens?" rief er aus. „O Diller, Diller, daß ihr hier wäret! Ihr würdet mir Licht geben!"

„Wenn ich die Zeit zurückschrauben könnte!" sagte er dann zu sich selbst. „Wenn ich ihn zurückführen könnte, den Augenblick, wo er um die Pfarrei mich bat. Dort lag mein Fehler. Ich würde die Pfarrei ihm geben; er würde um sie anhalten, und in ihre Hand wäre dann die Entscheidung gelegt! — Doch halt! da kommt mir ein Gedanke! Wagmanns Anstellung ist noch nicht erfolgt; Cornelia erwartet mich jetzt, und doch bin ich so gar nicht im Stande heiter und unbefangen vor ihr zu erscheinen. Ich will heute die Pfarrbesetzung erledigen, will eilig als ein mit Geschäften beladener bei ihr erscheinen, und ihr kurz mittheilen, daß ein gewisser Wagmann und ein gewisser Posthius sich um die Stelle beworben haben, und will ihr die Entscheidung überlassen. Einen Schritt komme ich dabei jedenfalls vorwärts. Ich erhalte Gewißheit darüber, ob Posthius der Gegenstand ihrer Liebe gewesen."

Und er stand auf, schloß das verhängnißvolle Blatt in seinen Schrank, und begab sich zu Cornelien.

„Ich komme heute spät, geliebte Braut," hub er an, „und nur auf einen kurzen Augenblick, um dich zu fragen, wie dir der Ritt bekommen. Ein dringendes Geschäft ruft

mich, in welchem du selbst deinen Rath mir ertheilen sollst. Die Pfarrstelle auf unserem Dorfe darf nicht länger unbesetzt bleiben. Nun haben zwei junge Männer sich um dieselbe beworben. Der eine ist ein Landsmann von dir, und heißt Wagmann; der andere ist aus dem Zweibrückischen und heißt Johannes Posthius. Du sollst nun entscheiden."

Es war ihm nicht entgangen, daß sie bei dem letzteren Namen etwas bleich wurde. Waren beide ihr gleichgültig, so stand zu erwarten, daß sie diese Entscheidung von sich abweisen und einfach den Rath geben würde, dem tüchtigeren von beiden die Stelle zu verleihen. Sie aber sagte, schnell entschlossen: „Da möchte ich doch für meinen Landsmann ein gutes Wort einlegen."

„Ich kann dir aber nicht verhehlen," erwiederte der Junker, „daß Johannes Posthius jenem an Gaben, Kenntnissen und Tüchtigkeit weit voran steht, ja für den ausgezeichnetsten Studenten in Heidelberg gilt."

„Dann wird sich eine passendere Stelle für ihn finden, als eine arme Dorfpfarrei."

„Mir läge allerdings daran, einen recht tüchtigen Hirten meiner Gemeinde vorzusetzen, und einen Mann, mit dem auch ich selber einen geistigen Umgang haben könnte."

Cornelia schwieg.

„Was hast du gegen diesen Posthius?"

„Ich weiß, daß er vor kurzem in einen Raufhandel verwickelt war, und einen Hauptmann schier getödtet hat. Ist das ein Pfarrer, wie du ihn wünschest?"

„In einen Raufhandel, wenn du es so nennen willst, wurde er sehr unschuldiger Weise verwickelt; die Freundes-

pflicht hieß ihn, einem andern als Sekundant beizustehen. Wenn du keine weitere Einwendung hast — —"

„O thu' es mir zu Liebe," rief Cornelia zitternd und fast weinend, „gieb die Pfarrei einem andern."

„Kennst du denn diesen Posthius?"

„O frage mich nicht! Ich habe gestern — —" und dabei ließ sie ihr thränendes Antlitz an seine Brust sinken. Er drückte sie an sich und sprach: „Sei vollkommen ruhig, meine Cornelia. Heute noch soll der Churfürst die Anstellung Wagmanns bestätigen. Und du erlaubst mir, daß ich sogleich gehe, sie ausfertigen zu lassen."

Cornelia war es lieb, allein gelassen zu werden. Sie hatte nun auch ihrerseits viel zu denken und zu sinnen. Ein dunkler Fleck — der einzige — war aus dem Bilde des Johannes wieder weggewischt. Er war kein Raufbold, er hatte sich nicht geschlagen; er hatte schweren Herzens einer Freundespflicht genügt. Die ideale Gestalt stieg wieder vor ihr auf, und eine namenlose Unruhe drohte sich ihrer zu bemächtigen. Aber zu ihrem Troste stand jetzt Eines klar vor ihrem Auge: die Thatsache, daß er sie nicht liebe, sondern völlig gleichgültig gegen sie sei, hatte jetzt die glänzendste Bestätigung erhalten. Denn hätte er sie geliebt, wie würde er dann es haben wagen können, sich bei ihrem Bräutigam um eine Anstellung an demselben Orte, wo sie wohnen sollte, zu bewerben. Eine solche grenzenlose Unwürdigkeit und Thorheit konnte und wollte sie ihm nicht zutrauen, und hätte sie's wollen, so wäre er damit nur ein Gegenstand der tiefsten Verachtung in ihren Augen geworden. Nein, nein, sie war ihm völlig gleichgültig; nur darum hatte er um diese Stelle nachgesucht, weil sein Herz bei ihrem Anblick so

unberührt blieb, wie der Magnet bei der Annäherung eines Kupferstücks.

Daß er jene Meldung sechs Wochen vor ihrer Verlobung eingereicht hatte, wußte sie nicht.

Neipperg betrieb wirklich noch an dem nämlichen Tage die Anstellung von Ausonius-Wagmann. Jetzt galt es aber, auch darüber noch Gewißheit zu erhalten, ob Posthius jenen Zeddel geschrieben. Das erforderte große Behutsamkeit. Anfangs wollte er Helmstatt für seine Nachforschungen benutzen; aber bei reiferem Nachdenken konnte er sich doch nicht entschließen, ein fremdes Auge in diesen Knäuel der zartesten und gefährlichsten Geheimnisse blicken zu lassen. Sinnend ging er auf dem Rückweg vom churfürstlichen Schlosse den Berg herab; da kam ihm ein besserer Einfall.

In einem kleinen Häuschen wohnte ein altes Original, ein dürres eisgraues Männchen. Ein ehemaliger Schulmeister war es, der sich später zum Famulus der theologischen Facultät emporgeschwungen, und nun, seit Gicht und Alter ihn hinderten, seinen Dienst zu versehen, von einem sehr kleinen Gnadengehalte lebte und sich nebenbei zu allerhand wichtigen und unwichtigen Geschäften brauchen ließ. Dieser alte Mann hatte den besonderen Vorzug, daß er sich für eine über die Maaßen wichtige Person hielt, und daher auch das unwichtigste, was man ihm auftrug, mit der höchsten Geheimnißkrämerei behandelte. Dies hatte den Vortheil, daß man in Dingen, die man wirklich geheim halten wollte, sich seiner Hülfe ruhig bedienen konnte, ohne fürchten zu müssen, daß durch seine Schritte und Gänge die Neugierde des Publikums erregt werden würde. Denn das Publikum wußte, daß Peter Kocher, wenn er für Magnifica eine fette

Gans zu bestellen hatte, mit eben solcher wichtigen Miene durch die Straßen hinkte, als wenn es sich um einen Erbvertrag zwischen dem Churfürsten und dem Herzog Wilhelm gehandelt hätte.

Zu diesem Peter Kocher trat jetzt der Junker in die Stube. „Seid ihr allein, Alter?“ sprach er, „ich möchte etwas mit euch reden, wovon aber kein Mensch in ganz Heidelberg etwas wissen darf. Und da ich keinen zuverlässigeren Mann weiß, als euch —“

Der Alte schmunzelte und nickte. „Zuverlässig wie das Grab, Euer Gnaden, wie das Grab. Habe Geheimnisse von Fürsten und Königen. Aber keine Folter wird mir ein Wort erpressen. Was ist an diesen verkrüppelten Gliedern gelegen? Wie das Grab, Herr, wie das Grab.“

Und damit hinkte er zur Thür, und verriegelte sie von innen.

„Schon gut,“ sagte Neipperg, „man kennt euch ja. Nun hört mich aber an, und gebt wohl Acht —“

„Kein Wort fällt auf die Erde. Das Ohr der Menschen ist wie ein Sieb, aber das meine ist wasserdicht; wasserdicht, Ew. Gnaden, wie Juchtenleder.“

„Nun denn, so hört. Es handelt sich um nichts geringeres, als um die Besetzung einer Pfarrei.“ Der Alte fuhr mit dem Kopf einen Zoll in die Höhe, als ob sich ihm eben der Blick in ein Staatsgeheimniß aufgethan hätte. „Ein sehr tüchtiger junger Mann, Johannes Posthius — —“

„Kenne ihn wohl, kenne ihn sehr wohl.“

„Hat sich um eine Pfarrei gemeldet, die ich zu vergeben habe. Da ich diese Pfarrei nun aber leider schon einem

andren Bewerber zugesagt hatte, so sah ich mich genöthigt, ihm seine Bitte abzuschlagen."

„Schade, sehr schade. Aber der Palmbaum trägt nur eine Krone, und der Bienenstock nur eine Königin."

„Nun dauert mich aber der junge Mann, und ich möchte ihn gerne seiner churfürstlichen Gnaden empfehlen für eine Stelle, von der ich vielleicht später mit euch reden werde. Natürlich darf es da nun kein Gerede geben, damit nicht der Churfürst früher davon erfährt, als ich mit ihm gesprochen habe. Daher kann ich niemanden außer euch die Sache anvertrauen."

„Niemanden, versteht sich. Bei Leibe niemanden."

„Die Hauptsache ist aber jetzt, von jenem Posthius zu erforschen, ob er geneigt sein würde, sich von mir empfehlen zu lassen. Denn ich käme ja schön an, wenn ich eine Fürsprache für ihn einlegte und er wollte dann nicht."

„Das hieße die Perle vor die Säue werfen. Aber er wird wollen, er wird sicherlich wollen."

„Mit der fraglichen Stelle wird er sicherlich zufrieden sein, und mit jeder Stelle, die der Churfürst ihm geben würde. Die Frage ist nur ob er durch mich will empfohlen sein, ob sein Ehrgefühl nicht beleidigt ist durch die Zurückweisung, die er erfahren hat."

„O sicherlich nein."

„Das sollt ihr nun eben erforschen. Ihr müßt so schnell als möglich zu dem Posthius gehen, und ihm erzählen, warum ich ihm die Pfarrei nicht habe geben können, und ihm sagen, daß ich bereit sei, mich für ihn zu verwenden, und daß — aber merkt euch das, ihr müßt dies wörtlich so ausrichten, wie ich's euch sage — und daß, wenn er nichts dawi-

der habe, dem Junker Neipperg sein Glück zu verdanken, er heute Abend um sieben Uhr zu mir kommen solle."

„Wörtlich wie ihr's aufgetragen: Und wenn ihr nichts dawider habt, dem Junker Neipperg euer Glück zu verdanken, so kommt heute Abend um sieben Uhr selbst zu ihm, da dann das weitere soll abgeredet werden."

„So ist's Recht. Sollte nun aber dieser Posthius wider Vermuthen etwa schon auf Ferien abgereist sein, so erkundiget euch genau, wann er abgereist ist und ob er fröhlichen Muthes die Stadt verlassen hat."

Der Alte versprach den Auftrag in der nächsten halben Stunde pünktlich auszurichten, der Junker entfernte sich, und nach wenigen Minuten sah man den Alten mit einem Gesicht voll Weltereignissen durch die Straßen und Gäßchen wackeln.

Neipperg war kaum eine Viertelstunde in seiner Wohnung, so klopfte es, der Alte trat ein mit höchst bedenklichem Gesicht, und sagte: „Schlimme Geschäfte, Herr, sehr schlimme Geschäfte!"

Neipperg konnte nicht anders muthmaßen, als daß Posthius das Anerbieten abgewiesen habe. Er sah darin eine Bestätigung dessen, was er fürchtete, und schrack innerlich zusammen. Aber der Alte fuhr fort:

„Johannes Posthius ist schon seit zehn Tagen fort, nach Hause, auf Ferien. Er hat sein Ränzchen gepackt, und ist singend und fröhlichen Muthes Morgens um fünf Uhr zur Stadt hinaus gezogen."

Neippergs Gesicht erheiterte sich. Also den Zeddel hatte Posthius nicht geschrieben.

Der Alte erhielt eine doppelte Belohnung, und ward

durch die Eröffnung zufriedengestellt, daß alles weitere, was mit Posthius etwa zu verhandeln sein würde, schriftlich würde verhandelt werden.

„Den Zeddel hat also irgend ein dummer Bube geschrieben!" sagte Neipperg, als Peter Kocher draußen war, und trug ihn hinaus in die Küche in's Feuer.

Sogleich nach Tische ging er zu Cornelien. Alle Wolken waren verscheucht; das Gewitter war unschädlich vorübergegangen: „Verzeihe mir meine unbedachte Frage von heute Morgen," sagte Neipperg. „Wagmann hat die Pfarrei. Posthius ist ein braves Studentchen, aber ich kann dir die vollste Gewißheit geben, daß sein Herz von deinem Anblick so wenig bewegt worden ist, als ein Stück Kupfer von der Magnetnadel. Du hast wohlgethan, jene flüchtige Neigung zu einem dir Unbekannten im Keime zu ersticken; es steigen wohl in jedem jugendlichen Herzen solche unwillkürliche Neigungen auf, aber sie gehören der Welt der Träume an, nicht der Wirklichkeit. Wirkliches eheliches Glück baut sich nur auf der Grundlage der gegegenseitigen Hochachtung auf."

Er redete aus Corneliens Seele. Sie legte ihre Hand in die seine. In beider Herzen war es wieder heitrer Sonnenschein, und sie sprachen miteinander viel und lange davon, wie sie für die Armen in dem Dorfe sorgen, und der vielfachen Noth abhelfen wollten.

Daß Hermann jenen Zeddel geschrieben, konnte Neipperg nicht ahnen.

Neuntes Kapitel.

Zwischenzeiten.

Venningen war mit seiner Nichte abgereist. Die ersten Wochen nach der Trennung waren dem Junker eine wahrhaft qualvolle Zeit. Unwillkürlich suchte sein Auge die Geliebte; hundertmal wollte er wie im Traume sich auf den Weg machen, sie in ihrem trauten Gemach aufzusuchen, und hundertmal weckte ihn der Gedanke: sie ist nicht hier, sie ist weit, weit entfernt, aus seinen Träumen. Bei allem, was er begann, fehlte sie ihm; er fühlte so lebhaft das Bedürfniß, ihr auch die kleinsten Anliegen und täglichen Sorgen mitzutheilen; aber die Pforte von Venningens Hause war verriegelt, und statt des holden Antlitzes seiner Braut schauten die geschlossenen Fensterläden finster auf ihn herab.

Bei seinem Freunde Helmstatt suchte er Trost in seiner Einsamkeit. Aber wie konnte dieser junge Mann mit seiner leidenschaftlichen Gluth, mit seiner beißenden Zunge ihm den Umgang einer zart- und edelfühlenden, gemüthvollen, sanften Cornelia ersetzen. Jedes Wort der Braut hob ihn über sich selbst empor, jeder ihrer Blicke rief den edleren, den neuen Menschen in ihm wach; Helmstatts bittrer Ungestüm drohte stets den Bodensatz niedergekämpfter Leidenschaft wieder aufzuwühlen. Er liebte den Freund, aber mit Vorsicht, und war nicht böse, als nach wenigen Tagen ein Familiengeschäft jenen auf mehrere Monate in eine entfernte Gegend abrief.

Er war nun ganz allein, seinen süßen und wehmüthigen Träumen überlassen. Fast täglich ritt er einen Theil des

Weges nach seinem Schlosse, und durchlebte wieder und immer wieder jenen unvergeßlichen Herbsttag. Aber jetzt wollten die Nebel nicht mehr der Sonne weichen; das braune Laub rieselte vom Winde gejagt unter den Bäumen; bald machten anhaltende Regentage das Reiten zur Last und Beschwerde.

Seine einzigen Freudestunden waren nun die, wo er Briefe von seiner Cornelia erhielt, und Briefe an seine Cornelia schrieb. Alle übrige Zeit brachte er einsam auf seinem Zimmer zu; um nicht müßig zu gehen, warf er sich auf die Studien. Und zwar befolgte er nun Dillers Rath, und las mit unausgesetztem Eifer Luthers Schriften. Er begann mit den ersten reformatorischen Schriften, in welchen der gewaltige Mann mit gewaltiger Glaubenskraft das heilige Recht des Volkes an die Predigt der evangelischen Wahrheit vertheidigte; er las die Thesen, die Schrift von der babylonischen Gefangenschaft, die Schrift an den Adel deutscher Nation. Dann griff er, eingedenk jenes Gespräches bei Diller, zu den Streitschriften Luthers gegen Zwingli. Er verschlang dieselben, das glühende Feuer Luthers, seine schonungslose Polemik gefiel ihm; wie ein Elias stand der Gottesmann vor ihm da, und er konnte wirklich nicht mehr begreifen, wie nach solchen Widerlegungen noch irgend Jemand an Zwinglis Ansicht festhalten mochte.

So waren ihm ein paar Monate in der Stille und Zurückgezogenheit verflossen, als eine Berufspflicht ihn aus seiner Klause, von seinen Büchern rief. Der Pfarrer Wagmann war angekommen und ließ sich bei ihm melden. Neipperg sprang empor, und riß begierig die Thür auf. Ein Mann, dessen etwas blasses und hageres Gesicht es durch-

aus nicht unterscheiden ließ, ob er sechsundzwanzig oder sechsundvierzig Jahre alt sei, trat mit bemessenem Schritt herein und machte durch eine zwar devote aber ebenfalls sehr bemessene Verbeugung den Vorsatz des Junkers, ihm treuherzig die Hand zu schütteln, zu nichte. Der Junker sah sich seinen Mann an. Er hatte eine spitzig zulaufende Adlernase, einen etwas großen Mund, an den Mundwinkeln scharfe Falten; von den Augen ließ sich gar nichts sagen, als daß sie kalt und stechend unter einer viereckigen Stirn hervorsahen. Das schwarze Haar hing in langen Locken auf die Schulter herab. Der Bart war überall glattrasirt.

Der Junker war im Begriff gewesen, ihn recht herzlich willkommen zu heißen; aber eine gewisse überlegene pfarrherrliche Würde in der Erscheinung des Ankömmlings schraubte ihm den Mund zu. Während er sich auf eine passendere Anrede besann, ergriff der Neuernannte das Wort.

„Nun, Junker Neipperg, dieweil es Gott gefallen hat, durch euch als durch sein geringes Werkzeug mich zum Amt an der Kirche zu berufen, so habe ich mich eingefunden, und hoffe, ihr werdet mir alle den Schutz und Beistand erweisen, wie es einem frommen und christlichen Kirchenpatron geziemt.“

„Und ich hoffe,“ erwiederte Neipperg rasch, „ihr werdet den Pflichten eines christlichen Hirten wohl nachkommen, und die Gemeinde, die ich euch anvertrauen will, auf die lebendige Weide des göttlichen Wortes und der evangelischen Predigt führen.“

„Dazu verpflichtet mich mein Amt, und was sollte ich

anderes predigen, denn die reine und ungefälschte Lehre, darin ich unterrichtet bin?"

„Nun das will ich hoffen," sagte der Junker. „Aber kommt und setzt euch, deß wir in Ruhe das weitere miteinander bereden."

Der Pfarrer nahm Platz vor dem Tische, wo Neipperg gesessen, und warf sogleich einen begierig forschenden Blick auf das Buch, das da aufgeschlagen lag. Als er sah, daß es Luthers großes Bekenntniß vom Abendmahl war, heiterte sein Gesicht sich offenbar auf, und nahm einen zwangloseren Ausdruck an; eine Wolke des Mißtrauens war verscheucht. „Ihr studiret unsern seligen Dr. Martinum, Junker?!" rief er aus. „Das wolle der Herr euch in Gnaden gesegnen."

„Wen sollte ich nächst Gottes Wort lieber studiren, denn ihn?" sagte Neipperg, und fing an, sein Herz in begeisterten Worten auszuschütten. Ausonius thaute förmlich auf, als er das hörte. Philipp fragte ihn über einzelne Stellen, die er nicht verstanden hatte, und freute sich, in dem Pfarrherrn einen ebenso gelehrten als scharfsinnigen Mann zu finden, der ihm über alles, was er berühren mochte, eine sehr präcise, bündige und klare Auskunft zu geben wußte.

So geriethen sie in ein langes, ausführliches und anziehendes Gespräch. Der unangenehme Eindruck der ersten Begegnung war verwischt; das offene Herz des ehrlichen Junkers wallte bereits in Freude und Zuneigung dem Pfarrer entgegen, und daß dieser seine gemessene Zurückhaltung stets bewahrte, erschien jenem als einfacher Ausdruck der Ehrfurcht, die er seinem Patron schuldete.

Wohl eine Stunde war vergangen, als Ausonius sich

verabschiedete. Die Installation war auf den nächsten Sonntag festgesetzt worden. Der Junker trug Sorge, daß bis dahin das Pfarrhaus in gehörigen Stand gesetzt wurde; der neue Pfarrer sollte bei seinem Aufzug bereits ein Wohn- und ein Schlafgemach eingerichtet finden.

Den Sonntag in aller Frühe ritten sie mit einander hinaus in Begleitung eines Geistlichen, der die Ordination vornehmen sollte. Die Regenschauer hatten aufgehört; eine leichte graue Wolkenschicht bedeckte den Himmel, ein kalter Wind blies ihnen in den Rücken. Als sie in die Nähe des Dörfchens kamen, fanden sie einen Ehrenbogen von Tannenreisern aufgerichtet, und die Einwohnerschaft des Dörfchens darunter versammelt. Der Schulze des Orts trat mit dem Pächter des Meierhofs heran, und begrüßte in einigen schlichten Worten den neuen Herrn Pfarrer. Dann bewegte sich der Zug in das Dorf. Die Thür des Pfarrhauses war mit Astern und andern Blumen, wie der Spätherbst sie bot, geschmückt. Der Junker führte den Pfarrer in die eingerichteten Gemächer; dieser aber, anstatt sich freudig überrascht zu zeigen, schien gar nichts zu bemerken, als das Frühstück und die Weinflaschen auf dem Tische. „Wozu soll das?" fragte er kurz. „Ihr werdet hungrig und durstig sein nach solchem Ritte", versetzte der Junker, „ich habe das so angeordnet". „Fasten und Beten ist eine feine äußerliche Zucht", erwiederte der Pfarrer, „der Herr bewahre seinen Knecht, daß er nicht als ein Trunkener das Heiligthum betrete!" „Zwischen durstig und trunken liegt noch viel in der Mitte", sagte der Junker, „wollt ihr nichts genießen, so lasset es sein. Ich aber will einen Bissen Brod und einen Schluck Wein nehmen, denn so nützlich

das leibliche Fasten ist, wenn es dazu dient, den Geist frei zu machen, so unnütze scheint es mir zu sein, wenn es den Körper krank, den Geist unlustig und mißmuthig macht, und das würde bei mir der Fall sein, wenn ich nach so scharfem Ritt noch etliche Stunden mit leerem Magen verharren wollte". „Recht so", sagte der andere Geistliche, „so denk' ich auch. Wollte ich ungegessen und ungetrunken zur Kirche gehen, so würde mich während des Gottesdienstes brennender Durst und flauer Magen allzeit an des Leibes Nothdurft mahnen, und ich würde ungeduldig des Endes harren. Laßt uns also Gott zu Ehren und mit Dank gegen den himmlischen Geber aller guten Gabe dem Leibe geben, was ihm gebührt."

Ausonius sah finster darein, wagte aber doch die andern nicht zu hindern. Er selbst blieb standhaft in einem Winkel am Fenster stehen, und genoß nichts.

Der Schulze und die andern Männer kamen, um zu fragen, ob man nun läuten solle, und um die Herren in die Kirche zu begleiten. „Und wie heißt denn der neue Herr Pfarrer? fragte der Schulze diesen, um ein Gespräch anzuknüpfen; denn bisher hatte er noch nichts mit den Leuten geredet. „Ausonius", war die kurze Antwort. „Lausonches?" fragte arglos einer der Hintenstehenden. Da kochte dem Mißverstandenen das Blut bis in die Ohren; er starrte den Irrenden mit funkelndem Blick an, und rief ihm mit überlautem, zürnenden Tone zu: „Ausonius!"

„Ihr müßt's ihm nicht so hoch anrechnen, daß er den fremden Namen nicht gleich verstanden hat; er kann kein Latein", bemerkte der Junker, dem die Unsitte, ehrliche deutsche Namen in's Lateinische zu übersetzen, ohnehin ein

Greuel war. „Das soll er lernen", war die Antwort des Pfarrherren.

Man ging zur Kirche; die Feier ging ohne Störung vor sich. Ausonius hielt eine Predigt, die ebenso gelehrt aber seinen Zuhörern auch ebenso unverständlich war, als sein lateinischer Name. Er setzte ihnen nämlich auf Grund der Perikope Ephes. 6, 10—17 auseinander, daß bei dem Erlösungswerke nicht blos die menschliche, sondern auch die göttliche Natur Christi Theil genommen habe, und warnte nachdrücklichst vor der schändlichen Ketzerei des Stancarus, der diese Wahrheit geleugnet habe. Die einfältigen Bauern sagten beim Nachhausegehen, von diesem greulichen Stank hätten sie doch noch nie etwas gehört, geschweige gerochen.

Der Junker aber nahm den Pfarrer nach dem Gottesdienste beiseit, und bat ihn freundlich, in seinen Predigten doch lieber bei dem, was praktisch und zur Frömmigkeit und Seligkeit nothwendig sei, zu bleiben, als solche subtile Quästiones zu behandeln. „Die listigen Anläufe des Teufels, vor denen unsere Bauern vor allem müssen gewarnt werden, sind nicht die Irrlehren des Italiäners Stancarus, sondern die Lüste und Begierden des Fleisches, die Trunksucht, die Habgier und Liebe zum Mammon, die Raufsucht und andere schädliche Laster". So sagte der Junker, und wollte, als er den Pfarrer erbleichen und zittern sah, freundlich dessen Hand ergreifen, in der Meinung, es sei ihm vom langen Fasten unwohl geworden. Dieser aber, seiner selbst kaum mächtig vor Staunen und Grimm, trat einen Schritt zurück, und stammelte, den Blick zur Erde geheftet: Herr Junker, es geht nicht wohl, daß ihr mich lehret Predigten machen. Das ist Cäsaropapia. Ich mische mich nicht in euer Regi=

ment. Das walte Gott. Ihr mögt gelehrt sein in theologicis, aber ich habe das Amt. Und dafür, fuhr er ausbrechend fort, „soll mich mein Heiland bewahren, daß ich die armen Seelen lehre, ihr Vertrauen auf gute Werke setzen."

Der gutmüthige Neipperg wußte nicht, wie ihm geschah. „Davon ist auch keine Rede gewesen, die Seligkeit auf gute Werke zu gründen, noch hab' ich euch wollen lehren Predigten machen. Aber eine freundliche Bitte und Erinnerung dürft ihr wohl von jedem christlichen Mitbruder annehmen."

„Und wollt ihr's von eurem Kirchenpatron nicht annehmen," fuhr jetzt der andere Geistliche, der im Nebenzimmer alles gehört hatte und entrüstet hereingetreten war, fort, „so habt ihr's von mir anzunehmen, da ich euer Dekan bin und das Amt der Inspection über euch mein Amt ist. Eure Predigt war eine schlechte Predigt —" (der Junker sah ihn bittend an, nicht so hart zu reden, aber der alte Herr ließ sich nicht irre machen) — „laßt das fein bleiben, unsern Bauern solchen sächsischen Kohl vorzumachen, und haltet euch an die Bibel! Vor allem aber hütet euch selber vor dem listigsten aller Anläufe des Teufels, dem Hochmuth. Habt ihr doch den Leuten noch nicht ein freundliches Wort vergönnt! Das ist man bei uns in der Pfalz nicht gewöhnt."

Der Pfarrer that, als ob er nur halb hörte, wandte dann um, und ging hinaus, indem er für sich murmelte: „Auf dem Stuhle Mosis sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer."

Der Junker war verstimmt. Es war Zeit zum Mittagstisch, den er auf dem Schlosse hatte bereiten lassen. Er ging dem Pfarrer nach in die andere Stube, ergriff seine

widerstrebende Hand, und sagte leise: „Der alte Herr wird leicht heftig, und in der That, ihr habt euch gegen mich nicht betragen, wie sich's schickte. Aber es ist euch von Herzen vergeben. Lasset doch diesen heiligen Tag keinen Tag des Streites und der Zwietracht sein. Kommt und laßt uns mit einander auf's Schloß gehen zu einem brüderlichen Mahle, wie es Christen geziemt."

Der Pfarrer hätte ein Teufel sein müssen, wenn diese herzlichen Worte fruchtlos an ihm vorübergegangen wären. Er fühlte auch wirklich, obwohl er sich's nicht gestehen wollte, sein Unrecht; zugleich war er sich's bewußt, welche unhaltbare Stellung er sich bereiten würde, wenn er von vorneherein es mit Patron und Dekan verdürbe. Er folgte dem Junker, und als der Dekan, dessen Aufwallung auch rasch wieder verraucht war, und der ebenfalls fühlte, daß er zu weit gegangen, ihm entgegentrat mit den Worten: „Nichts für ungut, wenn ich ein bischen heftig war," so gab er ihm die Hand und sagte: „Ich bekenne, daß ich mich versündigt habe." Darauf gingen die drei in Frieden auf das Schloß.

Auf dem Wege dahin begegnete ihnen eine Bauernfrau, die ein sechsjähriges Mädchen auf dem Arm trug. Der Pfarrer Ausonius, bei welchem die Ermahnung zu größerer Leutseligkeit auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen sein sollte, wandte sich zu der Frau mit der Frage: Ist das Kind krank? Die Frau fing nun an, unter vielen Klagen zu erzählen, daß sie eine Webersfrau sei, und daß ein schwerer Webebaum, der beim Auseinandernehmen eines schadhaften Webstuhls an die Wand gelehnt worden war, umgestürzt und dem Kinde auf das Bein gefallen sei; daß durch die Quetschung ein Brand entstanden und das Kind schon

dreimal geschnitten worden sei; daß sie heute schon wieder beim Feldscheer gewesen, der wieder einen Knochensplitter herausgenommen habe, und daß der Mann noch gar nicht sagen könne, wie lang es noch dauern werde, und ob nicht das ganze Bein verloren sei. Das Kind stöhnte in seinen Schmerzen, und weinte. Die arme bekümmerte Mutter aber erwartete sehr natürlicher Weise ein Wort tröstlicher Zusprache. „Nun, das ist mir sehr lieb, daß das Kind schon so frühe so viel leiden muß,“ sagte Ausonius, und ging weiter. Der Dekan aber rief dem entsetzten Weibe im Weggehen zu: „Der allgütige Gott schenke eurem Kind eine baldige Genesung!“ und der Junker blieb bei dem Weibe stehen, und sagte ihr, sie solle mit der nächsten Marktfuhre sammt dem Kinde nach Heidelberg kommen, da er sie dann zu einem geschickten Arzte schicken wolle.

Ausonius merkte an den Mienen seiner Begleiter, daß er es ihnen schon wieder nicht recht gemacht habe. Sie sagten aber vor der Hand nichts; nur über Tische begann der alte Dekan wie zufällig von seiner Gemeinde und von seiner Seelsorge in derselben zu erzählen, und wie er mit den Kranken spreche; „ich komme da nicht wie ein lebendiggewordener schweinslederner Foliant voll locis theologicis zu ihnen,“ sagte er, „sondern wie ein ehrlicher Christenmensch mit einem menschlich fühlenden Herzen, und bin deß eingedenk, daß auch unser Herr und Hohepriester Mitleid gehabt hat mit unserer Schwachheit. Es ist ein richtiger Lehrsatz, daß auch Leiden eine Gnade von Gott sind, aber ich trage denselben in einer solchen Art vor, daß ihn die Leute verstehen, und vor dem Stab Wehe nicht erschreckt zusammenfahren, sondern sich daran als an einen Stecken

lernen halten.“ Ausonius fühlte den Stich, äußerte aber nichts, sondern warf nur fortan auf den alten Herrn einen giftigen Groll. Er konnte ihm aber nicht schaden, denn der alte Herr ist kurze Zeit nach diesem Vorfall in Frieden zu seinen Vätern versammelt worden.

Nach dem Mittagsmahl ritt der Junker mit ihm heim, bekümmert wegen des seltsamen Hirten, den er auf seinem Dorfe zurückließ. Er äußerte auch offen seine Besorgniß gegen den Dekan; der aber tröstete ihn und sagte: „Das Leben wird ihn schon ziehen. Wenn er jetzt allein bei seinen Bauern ist, wird er sich schon in sie schicken müssen; sonst wird ihm das Leben zur Höllenqual. Habe schon mehrere solche junge Herren gesehen, die einen Kopf voll spitzfindiger Gelehrsamkeit und scholastischen Quästionibus von der Universität mitgebracht haben. Haben aber bald gelernt, daß man mit solchem Kram keinen Hund aus dem Ofen lockt. Da er nun einmal euer Pfarrer ist, so habt alle Geduld mit ihm, und sucht ihn durch Schonen und Nachgeben in guter Laune zu erhalten; dann wird er auch auf ein Wort der Erinnerung hören.“

Und in der That, der Junker vernahm keine Klagen über den neuen Pfarrer. Die Bauern erklärten sich mit ihm zufrieden. Sie waren pfiffig genug, ihm seine schwache Seite bald abzumerken; sie behandelten ihn seinem Amtsnimbus gemäß, und er that durch seine allgemeinen Bußpredigten gegen fremde Ketzereien ihnen nicht wehe.

Einige Tage nach jener Installation zog Professor Gründler mit seiner Gattin in Heidelberg auf. Die Zeit der größten Einsamkeit war für Neipperg nun vorüber. Er brachte manchen Abend in Gründler's Hause zu, und

fand in den Gesprächen mit der eben so frommen als gelehrten Fulvia, wenn auch keinen Ersatz, doch einigen Trost für den mangelnden Umgang mit Cornelien. Er konnte hier von seiner Braut doch reden, sein Herz über sie ausschütten, seinen Gefühlen Worte geben. Fulvia freute sich innig auf den Tag, wo Neipperg Cornelien als seine Gemahlin nach Heidelberg bringen würde. Sie ahnte nicht, daß sie nur kurze Zeit auf Erden Zeugin seines Glückes sein würde.

Der Tag nahte, wo Fulvia als weiblicher Professor ihre Vorlesungen beginnen sollte. Der größte Hörsaal war ausersehen worden, vermochte aber die Menge der Hörer nicht zu fassen. Denn außer den Studenten hatten sich auch Professoren und Beamte in größter Zahl eingefunden, und eben dies mochte zu der äußerst anständigen Haltung beitragen, welche die Studenten der lehrenden Frau gegenüber einnahmen. Sie erschien, am Arm ihres Gemahls. Ihre kranken Wangen waren stärker, als sonst, geröthet; ihr großes herrliches Auge funkelte in Begeisterung, während ihre Kniee doch leise erzitterten, als sie in die Versammlung eintrat. Die ganze Versammlung erhob sich, und mit unwillkührlicher Erfurcht sahen die Jünglinge zu der Frau mit der erhabenen Stirn empor. In lateinischer Sprache hielt sie ihren Vortrag. Es war das fließendste, eleganteste Latein, und sie sprach frei. Da hörte man keine mit Manutius'schem Phrasenklingklang aufgeputzten, *gehaltleeren* Perioden; die klassische Form war aus dem gediegenen *Inhalt*, das Wort aus dem Geiste geboren. Sie redete über das innerste Wesen dessen, was Eloquenz genannt wird, und die Art, wie sie sprach, war das treffendste

Beispiel für das, was sie sprach. Die feinsten, abstractesten Gedanken traten in plastischer Verkörperung vor das Auge der Zuhörer; das ganze Material der Geschichte und Literatur beherrschte und benutzte sie mit sicherer Hand. Zuletzt ging sie auf das Wesen der heiligen, der christlichen Beredtsamkeit ein; wie die klassische Bildung des Geschmacks, die allgemeine Virtuosität der Beherrschung des Wortes die unerläßliche Vorbedingung auch für die christliche Beredtsamkeit sei, wie aber die Naturanlage sammt dem erworbenen Wissen und Können hier verklärt werden müsse in ein Höheres, das stellte sie so klar, so licht, so überzeugend dar, daß sie Ohren und Herzen förmlich mit sich dahinriß. Sie unter allen die einzige vernahm den Schlag einer entfernten Glocke und schloß den Vortrag. Die Zuhörer sahen einander verwundert an, glaubten, sie habe sich geirrt, wußten sich nicht zu erklären, warum sie so früh, nach einer kleinen halben Stunde schon schließe. Aber Fulvia hatte sich nicht geirrt; nur den Hörern war alles Zeitmaaß geschwunden. Neipperg begleitete das gelehrte Ehepaar nach Hause. „Deß bin ich gewiß," sagte er, „daß von diesem Vortrag ein Feuer der edelsten Begeisterung und eines nie dagewesenen Eifers auf unsere studirende Jugend ausgeströmt ist."

Er kam den Abend wieder, und fand Fulvia sichtlich angegriffen. Dr. Gründler war bedenklich. Der Geist hatte die natürliche Aufregung des Weibes beherrscht; aber die Natur rächte sich. Durch ihre Pulse flatterte ein leichtes, kaum merkliches Fieber. Sie aber sprach mit hoher Begeisterung von ihrer morgenden Vorlesung, und legte sich

im Gespräch bereits ordnend und klärend die Gedanken zurecht, die sie entwickeln wollte.

„Du solltest deine Vorlesung morgen aussetzen, liebe Frau," sagte Gründler, „die heutige hat dich stark angegriffen." Davon wollte Fulvia nichts wissen. Auch der Junker drang in sie, aber vergeblich. Die nächste Vorlesung war ebenso besucht wie die vorige, und fast noch hinreißender. Es war zuweilen, wie wenn ihr Geist im Sturm dahingeführt würde, und unter dem Brausen des Sturmes erzitterte die Hütte des Leibes. Als sie nach Hause kam, klagte sie über heftigen Kopfschmerz. Gegen Abend steigerte sich ihr gewöhnliches Hüsteln zu einem bedenklichen, heftigen Husten, und sie warf Blut aus. Sie mußte mehrere Wochen ihre Vorlesungen aussetzen. Gründler war dagegen, daß sie dieselben überhaupt wieder anfing. Aber sie sagte: es ist nicht Muthwille, sondern mein Beruf. Er bat sie, Stimme und Feuer zu mäßigen, und sie that es. Es ging auch einen Monat leidlich gut. Nur zuweilen riß die Begeisterung sie dahin, und dann hatte sie es stets zu büßen.

Die Weihnachtsfeiertage waren herbeigekommen. Am heiligen Abend wurde der Junker durch einen Brief seiner Cornelia und eine Arbeit ihrer Hand aufs freudigste überrascht. Er eilte mit Brief und Geschenk sogleich in das befreundete Gründler'sche Haus. Im ersten Augenblicke war es ihm unlieb, daß er das Ehepaar nicht allein traf. Ein unbekannter Mann in Trauerkleidung saß bei ihnen im Schein der traulichen Lampe; ein hoher stattlicher Mann, als er sich zum Gruße erhob, in dessen ernstes aber mildes Antlitz der Gram manche Furche gezogen hatte. Schwarze Locken wallten um die schöne, gewölbte Stirn; ein Zug tiefer

Wehmuth spielte um die erfahrenen Lippen. Der bloße Anblick dieser Erscheinung söhnte Philipp mit ihrer Gegenwart aus. Er begrüßte Gründler und seine Gattin mit gewohnter Herzlichkeit, den Fremden mit unwillkürlicher Ehrfurcht, und wartete einer Aufklärung.

„Der Herr, der heute vor 1554 Jahren als ein Gast und Pilgrim auf unsre arme Erde kam," so hub Fulvia an, hat uns heute an seiner Statt einen lieben Gast und theuern Pilger und Kreuzesträger geschickt. Kaufmann Libart aus Straßburg, einer jener Confessoren des evangelischen Glaubens, die vor sechs Jahren nach England geflüchtet und im vorigen Jahre durch die Tyrannei von dort wieder verjagt worden sind."

Neipperg trat auf den Mann zu, und drückte seine Rechte bewegt mit beiden Händen.

Man setzte sich. Fulvia brachte ein einfaches Abendbrod. Ehe man aß, holte Gründler die Bibel, und las die Geschichte von der Geburt Jesu und von den Weisen aus dem Morgenlande aus dem Evangelium Matthäi. Dann sangen sie zusammen das Weihnachtslied Luther's: „Gelobet seist du, Jesu Christ."

Es folgte eine Pause sinnenden Schweigens. „Ach heute vor zwei Jahren," hub Libart an, „war mein Eduard noch so selig bei der Christbescheerung, die wir im fremden Lande nach deutscher Sitte ihm bereiteten. Jetzt feiert er die heilige Nacht bei einer herrlicheren Bescheerung, und hört schönere Chöre, und darf ausruhen an der Brust des Christkindleins, das er so lieb gehabt — —." Er zerdrückte eine Thräne, und schwieg.

„Ihr habt ihn dem Herrn zum Opfer gebracht," sagte

Fulvia, „und was wir Ihm opfern, ist ewig unverloren. Er ist heute wieder bei euch, und freut sich mit euch.“

Neipperg wagte nicht zu unterbrechen, und hätte doch gerne näheres gewußt. Gründler bemerkte dies, und sagte: „Das einzige Kind dieses Mannes erlag den Beschwerden der schrecklichen Flucht.“

„Und wo ist eure Gattin?“ fragte Neipperg.

„Ich wollte sie in Wesel lassen, wo wir seit dem Anfang des Jahres ein Asyl gefunden haben. Da aber diese Herberge Gottes die vertriebenen Kinder nicht alle zu fassen vermag, so habe ich mich vor etlichen Monaten mit Weib und Kind auf den Weg gemacht, um zu sehen, ob ich in meiner Heimath für mich und einen Theil meiner Glaubens- und Trübsalsgenossen eine Aufnahme fände. Auf diesem Wege erlag unser Eduard der Krankheit, deren Grund die Flucht im vorigen Winter in ihn gelegt hatte. Meine Frau, die im höchsten Grade angegriffen war, erreichte kaum Frankfurt, so ward auch sie krank. Ich mußte längere Zeit dort mit ihr bleiben, und habe sie bei einer uns verwandten, freundlich gesinnten Familie zurückgelassen, als ich nach Straßburg weiterreiste. Von dort hoffte ich an Weihnachten wieder in Frankfurt eintreffen zu können, ward aber unterwegs durch allerlei Fährlichkeiten aufgehalten, und bringe nun das heilige Fest hier in dem Schooße dieser treuen Familie zu.“

Bei der Erwähnung von Wesel hatte Neipperg hoch aufgehorcht, und sein Antlitz strahlte. „Ihr wohnt in Wesel?“ fragte er jetzt, „da kennet ihr wohl auch meinen geliebten Lehrer, den Rector Monheim in Düsseldorf?“

„Ich habe ihn kaum einmal gesehen, aber viel gutes von ihm gehört,“ erwiederte Libart.

„Aber ihr sagtet vorhin, vor zwei Jahren habe euer Eduard das letzte Weihnachtfest mit euch gefeiert, und dann sagtet ihr, er sei erst vor etlichen Monaten gestorben.“

„Nicht: das letzte Weihnachtfest gefeiert,“ berichtigte Libart, „sondern die letzte trauliche Christbescheerung erlebt. Denn vor einem Jahre feierten wir wohl auch Weihnachtfest, zu Rostock aber unter Drangsal und in Banden.“

„Zu Rostock! Ei, ist denn Rostock nicht eine evangelische Stadt?“ rief Neipperg erstaunt.

„Das ist sie,“ entgegnete Libart, „aber uns wollte sie als Evangelische nicht gelten lassen, weil wir nicht an die Allenthalbenheit des Leibes Christi glauben.“

„Das müßt ihr mir weiter erzählen!“ rief der Junker aus, „ist denn das möglich, daß Evangelische Evangelische verfolgen und einkerkern, um einer Abweichung in einem subtilen Lehrpunkte willen, und zwar Evangelische, die für den Kern und Stern des Evangeliums Gut und Blut eingesetzt hatten!“

„Wir wollten es auch nicht für möglich halten,“ versetzte Libart wehmüthig; „aber dreimonatliche Leiden und Drangsale haben uns gelehrig gemacht.“

Auch Gründler und seine Gattin vereinigten ihre Bitten mit denen des Junkers, daß Libart, wenn es ihm nicht allzuschmerzlich sei, ihnen doch die Geschichte jener Flucht erzählen solle. Er begann:

„Im Oktober 1553 lichteten wir vor dem Tower in London die Anker. Obwohl bereits die Herbststürme begonnen hatten, so war unsere Fahrt doch anfangs eine

glückliche, da der Süd-Westwind uns in den Rücken blies, und rasch nach dem Skagerrak trieb. Die ersten peinlichen Tage der Seekrankheit waren überstanden; desto größer waren aber die Gefahren, mit denen wir in dem stürmischen und gefährlichen Skagerrak und Kattegat zu kämpfen hatten. Unser überladenes Schiff — denn unser waren nahe an hundert — wurde von dem Orkan hin und hergeschleudert, und wenn wir glaubten, zehn Meilen vorwärts gekommen zu sein, so wurden wir plötzlich wieder zwölf Meilen zurückgeworfen. Eines Tages, da wir gerade in der Nähe der gefährlichsten Riffe waren, tobte die See so fürchterlich, daß wir alle unsere Seele dem Herrn befahlen und unser Stündlein erwarteten. Doch wie durch ein Wunder blieben wir erhalten. Der Sturm ließ nach; der Wind kam mehr von Norden; aber durch die lange Irrfahrt waren die Vorräthe so erschöpft, daß wir im förmlichen Sinne bittern Hunger leiden mußten, und hätte der Süd-Westwind noch einen Tag angehalten, so würde uns auch das Trinkwasser ausgegangen sein. Und doch — so schrecklich auch alle diese Fährlichkeit und Todesangst war — doch sollten wir lernen mit David sprechen: Es ist besser in Gottes Hand fallen, als in die der Menschen.

„Den 1. November landeten wir in Helsingör, wo eine andre Schaar unsrer Leidensgenossen sammt den Predigern Lasky und Micronius, auf einem andren Schiffe bereits den 13. Okt. angelangt war. Wir hofften diese zu finden, hörten aber, daß sie alsbald nach der Landung sich auf den Weg nach Jütland gemacht, wo König Christian III. sich gerade aufhielt, um von diesem die Erlaubniß zu erbitten, daß sie in seinen Landen sich niederlassen dürften. Wie es

ihnen weiter ergangen, und welchen Bescheid sie erhalten, wußten wir noch nicht, und begaben uns deshalb sogleich in die Hauptstadt Kopenhagen, um dort weitere Nachrichten abzuwarten. Die Obrigkeit empfing uns freundlich, und erlaubte uns, daß wir uns Wohnungen miethen durften. Wir dankten dem Herrn unserm treuen Bundesgott, der uns ein solch Obdach bescheert hatte, und da der Winter sich sehr kalt anließ, kauften wir uns beträchtliche Vorräthe an Holz. Mit Schmerzen warteten wir von einem Tage zum andern, daß der Prediger Lasky mit seiner Schaar von Jütland zurückkommen oder wenigstens uns eine Nachricht geben sollte. Denn sie wußten, daß wir nach Kopenhagen zu gehen uns vorgesetzt hatten. Aber drei Wochen vergingen, und keine Nachricht kam. Da endlich stürzte einer meiner Freunde entsetzt zu meiner Thür herein, und rief: Da lies, lies! Lies diesen Brief! Ich nahm das Papier betroffen in die Hand, und was las ich da? Zwei Tage lang waren unsre armen Brüder am Hofe des Königs hingehalten, und dann eingeladen worden dem Hofgottesdienste beizuwohnen; da hielt der Hofprediger Noviomagus eine donnernde Predigt wider sie, daß sie Sacramentsschänder seien, und nicht an die wahre Gegenwart Christi im heiligen Abendmahle glaubten, und nannte sie verdammte Ketzer, auf die ein Jeder mit Fingern deuten sollte. Denn so waren wir den Dänen empfohlen durch den Pfarrer Westfal in Hamburg, während wir doch die Gegenwart Christi im h. Abendmahl fest glauben, und nur das wollen festgehalten wissen, daß er auf eine geistliche Weise sich in der h. Handlung uns mittheilt, also daß Brod und Wein uns Pfänder und Siegel der himmlischen Gabe sind, die wir

mit ihnen empfangen. Nach der Kirche wurde unser Prediger Lasky spöttisch gefragt, wie ihm solche Predigt gefallen habe. Er übergab dem König eine Supplik, daß er mit seiner Schaar in Dänemark sich niederlassen dürfe. Die Antwort ließ l ng auf sich warten, und lautete dahin, daß sie nur unter der Bedingung im Lande bleiben dürften, wenn sie der dänischen Kirche und Lehre sich anschlössen. Das aber konnten sie nicht; denn die Dänen halten wie die Sachsen streng darauf, daß Christi Leib und Blut nicht bloß im Abendmahl, sondern im Brod und Wein gegenwärtig sei, und mit dem Munde von Allen, auch von den Ungläubigen, genossen werde, und solches finden die Unsern nicht in der h. Schrift begründet, sondern wider die Schrift. Sie erklärten also, daß sie wider Gottes Wort nicht könnten, erboten sich auch, ihre Lehre aus Gottes Wort zu bewähren. Das ward ihnen aber abgeschlagen. Vergebens klagten sie, daß man ihren Frauen und Kindern in so strenger Winterszeit nicht einmal eine Herberge gestatten wolle. Den 17. Nov. erhielten sie den Bescheid, daß sie sich unverzüglich aus dem Reiche packen sollten. Sie baten flehentlich, daß man doch wenigstens den Schwangern und Greisen erlauben solle, den Winter abzuwarten. Es blieb dabei, daß sie fortmüßten, und sie waren im Begriffe, den 19. Nov. sich wieder einzuschiffen.

„Das waren die Schreckensnachrichten, die in dem Briefe standen. Da ich das las, wußte ich klar, was auch uns bevorstand. Ich ging bei den Brüdern umher, und rieth ihnen, ihr Holz in Zeiten wieder zu verkaufen, denn der Befehl zum Abzug werde plötzlich kommen, und dann würden sie Holz und Geld verlieren. Während ich bei ihnen

umherging, raste ein schrecklicher Sturm, und ich gedachte mit Angst und Flehen zum Herrn unsrer armen Brüder auf dem Meer. Die wenigsten, mit denen ich sprach, wollten meinen Rath annehmen. Der Superintendent Palladius in Kopenhagen sei kein solcher Zelot, wie der Noviomagus, und werde uns nicht verstoßen. So blieben wir also ruhig wohnen. Aber nun kam ein neues Schrecknis. Die Pest brach aus in Kopenhagen. Die Unsern wurden wie durch ein Wunder Gottes bewahrt; aber unsre Angst war fürchterlich. Wir zitterten, wenn wir um uns her den Todesengel wüthen sahen, und hätten uns gerne weitweg gewünscht; noch mehr aber zitterten wir bei dem Gedanken, daß wir weggejagt würden, und uns niemand aufnehmen würde, da wir aus einer verpesteten Stadt kämen. So waren wir wie ein Mensch in einem brennenden Hause, unter dessen Fenstern ein wilder Strom vorbeifließt, und der wenn er dem Feuer entspringen will, sich in den Wirbel — aus einem Tod in den andern stürzen muß.

„Den 1. Dez. kam von Jütland herüber ein königlicher Befehl, daß wir alle entweder die lutherische Lehre annehmen oder sogleich das Land verlassen müßten. Wir gingen zum Superintendenten Palladius, und stellten ihm vor, daß wir wegen der strengen Kälte und des tiefen Schnees jetzt doch unmöglich reisen könnten, und daß man uns doch nur bis zum Frühjahr hier lassen solle. Er war wirklich ein milder und gütiger Mann. Er sagte, er glaube selber nicht, daß wir um unsrer abweichenden Lehre willen von Gott verdammt seien, sondern erkenne uns trotz dieser Lehrverschiedenheit als Brüder an. Er verwendete sich für uns bei der Obrigkeit, und wir durften vor der Hand bleiben. Ein

Bericht ging an den König ab, und wir fingen wieder an Hoffnung zu schöpfen. Aber den 8. Dez. kam als Antwort auf den Bericht ein zweites strengeres Mandat, welches der Obrigkeit unnachsichtlich gebot, uns vor dem Abend des folgenden Tages aus dem Lande zu schaffen. Da entstand ein allgemeines Winseln und Wehklagen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Wir jammerten, daß wir nun Wohnungen gemiethet und bezahlt und Holz gekauft hätten; daß man uns nirgend aufnehmen werde, da wir aus einer Peststadt kämen; wir flehten um Christi willen, der doch nicht einen Trunk kalten Wassers wolle unbelohnt lassen; wir stellten es den Herren vor, daß wir ja doch um des Evangelii willen von England vertrieben seien, und daß man keinem Türken, ja keinem Hund in solcher Jahrszeit ein Obdach verweigern würde; wir baten um Gotteswillen, uns nur zwei Monate, nur Einen Monat, nur vierzehn Tage zu behalten, daß wir nur unser Holz verkaufen und warme Kleider uns anschaffen könnten. Alles was wir erhielten, waren drei Tage. Drei hochschwangern Frauen und einem Sterbenden erlaubte man, noch einige Zeit zu verweilen. Wir andern mußten fort. O das sei Gott geklagt, rief einer von uns aus, und dem frommen Vater im Himmel befohlen! Kommt jemand von uns darüber zu Tode, so sei das Blut über eurem Haupt. Der gerechte Richter wirds nicht ungerochen lassen. — O, es giebt Fälle, wo das Vergeben schwer wird, Gott verzeihe, was in Schwachheit geredet worden.

„Den Morgen, des Tages, da wir uns einschiffen sollten, wachte mein Eduard mit einem leichten Fieber auf. Meine Frau erschrack, und ich erschrack auch, da ich an die

Reise dachte. Ich ließ ihn im Bett, und hoffte, es werde sich geben. Aber Kopfschmerz und Uebligkeit nahmen zu. Ich lief zu einem Arzt, der mit uns geflüchtet war; er fand den Knaben nicht bedenklich, aber desto bedenklicher die Reise. Er stellte mir ein Zeugniß aus, ich lief damit aufs Rathhaus; man ließ es aber nicht gelten, da man den fremden Arzt nicht kannte. Ich holte nun einen Kopenhagener Arzt; auch dieser gab mir ein Zeugniß; ich eilte zum zweitenmal aufs Rathhaus, und bat flehentlich, daß man mich mit meiner Frau und dem Knaben dalassen möchte. Der Knabe könne bleiben, war die Antwort, aber wir, die Aeltern, müßten fort. Wie konnten wir das kranke Kind allein, ohne Pflege, in einem fremden Lande, unter Menschen fremder Sprache zurücklassen? Ich kam nach Hause; meine Frau wollte verzweifeln. Der Mittag war bereits herangekommen. Da wollte ich noch einen letzten Versuch wagen, und den Superintendenten um seine Fürsprache angehen. Als ich auf die Straße kam, sah ich allenthalben die Unsern mit Wehgeschrei nach dem Hafen ziehen, man hatte sie vom Mittagstische weggejagt und trieb sie fort. Schon nahte der Häscher auch meinem Hause. Ich sprang zurück; wir hatten nicht Zeit gehabt völlig einzupacken. Jetzt, Frau, rief ich, naht die Entscheidung; wir werden mit Gewalt auf das Schiff gejagt. Sie fiel auf ihre Kniee. Lieber in Gottes Hände fallen, als in die der Menschen! rief ich, du darfst das kranke Kind nicht hier lassen; der Schmerz der Trennung würde ihm mehr schaden, als die Reise. — Wir hoben den zitternden Jungen, der nicht zu stehen vermochte, auf, hüllten ihn in die wärmsten Mäntel, und trugen ihn in das Schiff.

„Gottlob, diese Fahrt war eine minder stürmische. Wir saßen an der Koje des Knaben, dessen Fieber natürlich durch den Luftwechsel und die feuchte Ausdünstung des Wassers schrecklich gesteigert wurde. Nach einigen angstvollen Tagen landeten wir eines Morgens in Wormünde bei Rostock. Wir wurden ausgeschifft. In einer elenden, mit Menschen überfüllten Herberge lag der kranke Knabe auf hartem Stroh. So warteten wir auf die Kunde, ob wir in Rostock einziehen dürften. Endlich kam die Nachricht: Ja. Voll Freuden lud ich meinen armen Eduard auf einen Wagen, und so zog unsre Schaar nach der Stadt. Unter dem Stadtthor schon bemerkten wir, daß ein Trupp Bewaffneter in der Straßen aufgestellt waren; wir verwunderten uns darob; nur deß waren wir sicher, daß solches nicht uns zu Ehren geschehe. Daß es aber uns zu Schimpf uud Leid geschähe, ließen wir uns auch nicht träumen. Kaum hatten wir das Thor hinter uns, so ward dasselbe geschlossen; der Trupp umzingelte uns; einer des Raths trat vor, und kündete uns an, daß wir als gefährliche Ketzer nicht unter den Bürgern wohnen dürften, sondern ein passender Ort uns zur Behausung angewiesen sei, bis wir wieder weiter zögen. An diesen passenden Ort wurden wir geführt; es war ein großes altes Gefängniß. Als wir darinnen waren, wurde starke Wache vor den Eingang gestellt, auf daß keiner von uns mit den christlichen Einwohnern der Stadt verkehren möchte. So waren wir wirkliche Gefangene, nur ohne Urtheilspruch. Der uns angewiesene Raum war so enge, daß unser fünf bis sechs in einer kleinen Kammer hausen mußten; aber die gegenseitige Bruderliebe unter uns armen geprüften Pilgern war so groß, daß jeder dem andern mit Bereitwilligkeiten

zuvorkam, jeder dem andern das beste Plätzlein gönnen wollte. Mir armen Mann und meiner armen Frau ist in jenen Kerkerzellen soviel Treues und Gutes erwiesen worden, daß die Erinnerung an jene Tage mir eine liebliche sein würde, wäre nur mein Kind nicht so schwer krank gewesen. Der einzige Vortheil unsrer grausamen Gefangenschaft war der, daß wir von der Stadt verköstigt wurden; die Kost war aber elend genug, und für meinen Kranken hatte ich keine Labung. Mein mitgefangener Arzt wollte ihm Arzenei in der Stadt holen, aber das ward ihm nicht erlaubt. Erst am zweiten Tage gewann ich es über den Mann, der uns unsre Kerkerkost brachte, daß er einige Arzneien und labende kühlende Säfte bei einem Apotheker in der Stadt holte. Aber unser Gefängniß war so feucht, und die Luft darin so schlecht, daß es mit dem Kinde immer schlimmer ward. Die Krankheit war nach der Aussage meines treuen Arztes von Haus aus nichts als ein gewöhnliches Entwicklungsfieber gewesen, wie es bei Kindern öfters vorkommt; aber in Folge der Reise und des Mangels an Pflege hatte sie einen nervösen Charakter angenommen. Heute vor einem Jahr, am heiligen Abend, hatte sie ihren Gipfel erreicht. Da waren wir auf den Tod des Kindes gefaßt, und lagen vor seinem Lager auf den Knien. Aber es war eine Krise. Die Krankheit brach sich in jener Nacht; unser Kind wurde uns wiedergeschenkt. Am ersten Weihnachtstage wachte er aus einem erquickenden Schlafe auf, und befand sich weit besser. Hätten wir nun nur noch acht oder zehn Tage bleiben können, so würde er sich wohl trotz der Kerkerluft völlig erholt haben. Aber zwei Tage nachher wurde uns angekündigt, daß wir die Stadt zu verlassen hätten. Da half kein Bitten und

Flehen. Wir packten unser armes Kind auf den Wagen, und fuhren bei feuchtem Thauwind mit ihm nach Wismar. Schon unterwegs kam wieder ein Fieberanfall. Ich würde den Knaben auch sicherlich schon damals verloren haben, wenn nicht endlich zu Wismar sich uns ein Asyl auf einige Zeit aufgethan hätte. Der Herzog Johann Albert, den Gott segnen wolle, gab uns die Erlaubniß, den Winter über dort zu bleiben, und wie sehr auch die Pfarrer Smedenstede und Henning Block dawider eiferten, so nahm er die Erlaubniß doch nicht zurück.

„Aber nun war die größte Schwierigkeit, Wohnungen zu finden. Da die Pfarrherren bei dem Herzog ihren Willen nicht hatten durchsetzen können, so steckten sie sich hinter die Einwohner, und malten uns diesen als die allergreulichsten Ketzer und gefährlichsten Menschen hin; ja sie schämten sich nicht, uns Schuld zu geben, daß wir statt des Gottesdienstes nächtliche Versammlungen hielten, wo Greuel und Unzucht getrieben würde. Dies bewiesen sie so: die Manichäer, welche zwei Urwesen annahmen, hätten solche Versammlungen gehalten; nun zertrenneten wir als Calvinisten die beiden Naturen Christi, setzten also auch eine Kluft zwischen der Gottheit und der Fleischesnatur, seien folglich auch Manichäer. Obwohl die besseren Einwohner, die da offne Augen hatten, dem nicht ohne weiteres glaubten, so blieb doch soviel hängen, daß man uns mit mißtrauischen Augen ansah, und wenn hier und da auch jemand sich herbeiließ, unser einem eine Wohnung zu vermiethen, so forderte er doch so hohe Preise, daß wir, deren Geld durch den Holzkauf in Kopenhagen und durch die Reise erschöpft war, nicht im Stande waren, soviel zu erschwingen.

„Ich war gleich nach unsrer Ankunft in ein Gasthaus eingezogen, da mein Eduard der Pflege und einer warmen Stube bedurfte, und ich nicht mit jedem Winkel für ihn vorlieb nehmen konnte. Dadurch wurde aber, obgleich meine Frau und ich buchstäblich hungerten, binnen wenigen Tagen mein bischen Geld vollends erschöpft. Meine Lage war die allergrausamste. Meine Leidensgenossen legten etliches für mich zusammen; unser Prediger Micronius, der von England über Hamburg gereist war und in Wismar von Lübeck aus zu uns stieß, gab mir überreich von seiner Armuth; nun ging ich in der Stadt umher, aber vergeblich klopfte ich an zehn und fünfzehn Häusern an; wo man mich nicht geradezu abwies, forderte man für ein elendes Zimmer soviel Thaler, als ich Schillinge hatte, und unterwegs auf der Straße verfolgte mich der Pöbel mit Schimpfreden.

„Ich sah auf Erden keine Hülfe, und seufzte in meinem Kleinmuth zu Gott empor: Es ist genug Herr, so nimm nun, Herr, meine Seele. In einem einsamen Gäßchen stand ich stille, entblößte das Haupt und rang die Hände. Ich glaubte allein zu sein; aber der Samariter stand hinter mir. Ein schwächliches Männlein in grauem Rock mit langem Barte zupfte mich am Arme. „Bist du der Mann, der das kranke Kind hat?" fragte er. Ich sah ihn verwundert an, konnte nicht antworten, aber mein staunender Blick sagte Ja. „Der Vogel hat sein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest," fuhr der Samariter fort, „nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth." Ich sah ihn wieder verwundert an. „Der Herr Zebaoth hat dir in seinen Hütten ein Nest bereitet, du armer Pilger," fuhr der Mann fort. „Er hat mir's geheißen, daß ich dein Kind und dein Weib und dich bei mir

aufnehmen soll.“ O Gott, wie ward mir! Thränen schossen mir aus den Augen, ich griff seine Hände, und fragte: „Mein Bruder, wer bist du?“ — „Ein gescheuchtes Reh, ein Pilger, der es weiß, wie einem Pilger ums Herz ist. Ich heiße Menno, Sejmons Sohn.“ Es war der fromme Reformator der Anabaptisten. „Aber nun eile, und bringe die Deinen zu mir; dort im Winkel ist meine Wohnung.“

„In einer Stunde war ich bei ihm eingezogen. Sechs Wochen des Segens habe ich unter seinem Dache verlebt. Wir haben viel miteinander gebetet, viel und reich uns erquickt mit geistlicher Speise; aber keinem von uns ist es eingefallen, über den Punkt zu disputiren, worin die Anabaptisten von uns abweichen. Mein Eduard erholte sich rasch in diesem Hause des Friedens. Er wurde soweit gesund, daß als wir am 18ten Februar Wismar verlassen mußten, er ohne Schaden und Gefahr die weitere Reise über Hamburg nach Emden und dann nach Wesel zurücklegen konnte. Aber nur auf wenige Monate war er mir geschenkt. Er blieb kränklich und leidend, und als ich im Spätsommer jene Reise nach Straßburg voll froher Hoffnung mit ihm antrat, brach plötzlich zwischen Coblenz und Kaub die Krankheit von neuem aus, und er starb, da wir in Boppard keine Aufnahme fanden, in einer armen Fischerhütte am Ufer des Stromes.“

„Denn wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir“, sagte Fulvia feierlich leise, nnd ihr Wort klang wie der Gesang des Zugvogels, der sich in die Lüfte zu erheben im Begriffe steht, um der besseren Heimath zuzueilen.

Ihren Gatten durchschauerte der Gedanke: Wie wenn

dies Weihnachtsfest das letzte wäre, das sie mit mir verlebte!

Der Junker aber saß da, in tiefes Sinnen versunken. Wehmuth und Entrüstung lag in seinem Blick; mit Mühe kämpfte er bittre Worte nieder, die ein tiefer Zorn ihm auf die Zunge legte; er wollte das heilige Fest, den heiligen Augenblick nicht entweihen, und richtete nur mit fast bebender Stimme an Libart die Frage: „Und ihr könnt so ruhig und gelassen diese himmelschreienden Greuel erzählen?"

„Gott hat mir die Kraft gegeben, meinen Feinden zu vergeben. Einen harten Kampf hat es gekostet, aber die Macht der Gnade hat das arge Herz überwunden. Ich habe es gelernt, auch das härteste und bitterste als einen vom Herrn kommenden Kelch hinzunehmen, in dessen Hand verirrte Menschen ja nur Werkzeuge sind."

„Verirrte Menschen!" rief Neipperg. „Das ist denn doch zu wenig gesagt. Entmenschte Menschen, deren Christenthum Lüge ist, weil es jeden Rest menschlichen Gefühls ertödtet hat, anstatt ihn zu heiligen und zu verklären."

„Und doch nur Verirrte", versetzte Libart mit wehmüthigem Lächeln. „Unser Herr hat selbst von denen, die ihn an's Kreuz geschlagen haben, gesagt: sie wissen nicht was sie thun; und gilt nicht auch von diesen Verfolgern sein Ausspruch: sie meinen, sie thun Gott einen Dienst damit —?"

„Wohlan", rief der Junker, „wenn die Papisten uns martern und peinigen, so mag jenes Wort des Herrn eine passende Anwendung finden. Wenn aber Evangelische so mit Evangelischen umgehen, so ist das kein Juden- sondern ein Judasstreich, und von Judas hat der Evangelist gesagt:

Der Satan fuhr in ihn. — Himmel, welcher Wahnsinn! Wie lang ist's her, daß auch ich noch ganz arglosen Muthes der reinste Zwinglianer war, notabene ohne je eine Zeile von diesem Zwingli gelesen zu haben; und wenn mich nicht der theure Mann Gottes, der Prediger Diller, eines bessern belehrt hätte, so wäre ichs wohl heute noch. Wenn man mich nun heute bei Nacht und Frost aus dem Lande jagen wollte."

„Gewiß" sagte Libart „wäre ein solches Verfahren gegen einen Zwinglianer unerlaubt und unchristlich. Ich will aber doch nicht unbemerkt lassen, daß unsere Gemeinden, obwohl sie in Zwingli ein theures Rüstzeug Gottes ehren, gleichwohl nicht ganz und gar mit seiner Lehre einverstanden sind. Zwingli's Irrthum lag in seiner Auslegung von Joh. 6. Christi Fleisch und Blut empfangen, ist noch etwas ganz anderes, als an den gepredigten Christum und an sein Werk glauben."

Der Junker freute sich unaussprechlich, als er dies Wort aus Libarts Munde vernahm. Er war eine von jenen Naturen, die, wo sie lieben und sympathisiren, es gern unbedingt und rückhaltlos thun. Libarts Person und Geschichte hatte seine ganze Herzenstheilnahme erregt; um so mehr hatte der Gedanke, daß dieser fromme Mann in einem wichtigen Lehrpunkte wohl in einem Irrthum befangen sein möge, ihm wehe gethan; gleichwohl hätte er um alles in der Welt es nicht über sich gewinnen können, sich auf einen Disput mit ihm einzulassen. Schon die Erinnerung an die erhabene Weise, wie Diller dem Disput zwischen Stolo und Junker Meiß ein Ende gemacht, ließ ihm jedes Wortgefecht über diesen heiligen Gegenstand als frivol er=

scheinen. Daß nun aber Libart gerade dasjenige selbst anerkannte, was Diller als den wesentlichsten Hauptpunkt in Luthers Lehre betont hatte, und was auch ihm noch immer als der eigentlichste Kernpunkt erschien, dies machte ihm unendliche Freude.

„Aber um Gottes willen", rief er aus, „wenn ihr damit einverstanden seid, was hat man denn dann noch gegen euch?"

„O erspart es mir", sagte Libart, „das eckle Gezänke über subtile Schulfragen zu wiederholen!" Und der Junker ersparte es ihm gerne.

Es war zehn Uhr geworden. Man verabschiedete sich. Der Junker lud Libart ein, ihn des andern Tages zu besuchen, und war erstaunt, von ihm zu hören, daß er den nächsten Tag zur Reise nach Frankfurt verwenden wolle. „Wollt ihr den ersten Feiertag reisen?" fragte er überrascht. „Wenn es ein Sonntag wäre", antwortete Libart, „würde ich es nicht thun, so sehr mich auch die Sehnsucht nach meinem Weibe zieht. Da es aber ein von Menschen eingesetztes Fest ist, so bin ich durch kein göttliches Verbot gebunden." Diese Anschauung war dem Junker eine völlig neue; doch war er zart genug, nichts dagegen zu erwiedern; mit herzlichem Segenswunsche nahm er von dem vielgeprüften Manne Abschied.

Der Frühling nahte heran. Ein warmer Thauwind leckte um die Mitte des Februar den Schnee hinweg. Nach langer Zeit unternahm Neipperg wieder einmal einen Ritt auf sein Schloß. Es war Zeit, jetzt ernstlich an die Erneuerung und Verschönerung der düstern alten Gemächer zu

denken, welche er mit seiner Cornelia in wenigen Monaten zu beziehen gedachte. Bei dem Pächter Gottfried stieg er vom Pferde, und eine seiner ersten Fragen war die, wie man mit dem Pfarrer zufrieden sei. Er hörte nur gutes. Ausonius sei eifrig in seinem Berufe, besuche fleißig die Kranken, führe einen würdigen und sehr zurückgezogenen Lebenswandel; im Wirthshause sehe man ihn nie; man habe nichts über ihn zu klagen, als daß er ein etwas vornehmer und stolzer Herr sei, der gar leicht heftig werde, wenn man ihm nicht mit der Ehrerbietung und Unterwürfigkeit begegne, die er verlange. Da man das aber einmal wisse, so richte man sich nach ihm, und da gehe es denn ganz gut."

Sehr zufrieden mit dieser Nachricht stieg der Junker den stellenweise noch mit tiefem Schneewehen bedeckten Schloßweg hinauf. Er war keine Viertelstunde oben, so kam auch schon der Pfarrer, um ihm seine Aufwartung zu machen. Er war diesmal sehr unterthänig und artig, jedoch immer noch bemessen und zurückhaltend. Seine Hauptabsicht war eine Bitte wegen des Gottesdienstes. Unter Friedrich II. war, wie bereits bemerkt, die mittelalterliche Cultusordnung mit Ausnahme der eigentlichen Messe noch in Geltung geblieben; da gab es noch lange, theilweise sogar lateinische Responsorien, da waren noch verschiedene Ceremonien beibehalten; in der Kirche hingen und standen noch gemalte und geschnitzte Heiligenbilder, und es kam vor, daß einzelne Leute, die noch an dem mittelalterlichen Kirchenwesen hingen, sogar beim Eintritt in die Kirche das eine oder das andere dieser Bilder mit einer Kniebeugung begrüßten, ehe sie ihren Platz einnahmen. Auch der Kessel mit Weihwasser hing noch an seiner Stelle und wurde noch benutzt. Die

Reformation hatte sich mit Einem Worte nur auf die Lehren, noch nicht auf die Gebräuche erstreckt; es waren im Gegentheil seit dem Interim 1548 manche bereits abgeschaffte Gebräuche wieder neu eingeführt worden. Nun ist aus der Kirchengeschichte bekannt, daß gerade den strengeren Lutheranern im herzoglichen Sachsen diese, von Melanchthon für gleichgültig erklärten äußeren Gebräuche ein Dorn im Auge und ein Stein des Anstoßes und Aergernisses waren. Und diese Anschauungsweise hatte auch Ausonius von Jena mitgebracht. Darum bat er nun den Junker um die Erlaubniß, wenigstens einige der Schnitzbilder, die zur Abgötterei Anlaß gäben, entfernen und einige der Ceremonien hinweglassen zu dürfen. Der Junker Neipperg, der im vergangenen Frühjahr zu Düsseldorf in's Schiff gestiegen war, würde ihm ohne Zweifel mit tollkühner Freudigkeit diese Erlaubniß ertheilt haben; der durch Monheim über die Reformation von innen heraus belehrte Junker Neipperg schlug sie ihm freundlich aber bestimmt ab. Der Pfarrer berief sich auf sein Gewissen; der Junker gab ihm zu, daß er in der Sache ganz recht habe, „aber," sagte er, „was nicht mein ist, kann ich nicht verschenken, und eine „Erlaubniß, zu der ich kein Recht habe, kann ich nicht geben. „Nur dem Churfürsten steht es zu, solche Aenderungen zu „verstatten; wollt ihr, so wendet euch an ihn, da kommt ihr „vor die rechte Schmiede, werdet aber das Eisen kalt finden. „Wartet's in Geduld ab, bis der alte Herr die Augen „schließt." Der Pfarrer ließ sich nicht irre machen, und berief sich darauf, daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen. „Daß man aber den bestehenden Gesetzen gehorche," wendete Neipperg ein, „ist ebenfalls ein Gebot

Gottes. Ihr wußtet ja, wie die Gebräuche hier sind, als ihr die Stelle übernahmet, und habt euch bei eurer Installation verpflichten lassen, an die Kirchenordnung, wie sie hier zu Lande ist, euch zu halten. Ist diese gegen euer Gewissen, so hättet ihr den Dienst nicht annehmen dürfen. Was mich betrifft, so verbeut mir mein Gewissen, in die churfürstliche Gerechtsame einzugreifen, und Dinge vorzunehmen, zu denen nur der Landesherr befugt ist. Wollt ihr die Aenderungen doch vornehmen, so müßt ihr's auf eure eigene Faust, aber auch auf eure eigene Gefahr thun; auf mich dürft ihr euch nicht berufen; ich habe euch keine Ermächtigung gegeben und werde euch auch gegen die Folgen nicht schützen."

Der Pfarrer zog unverrichteter Dinge ab, und so gerne er's gesehen hätte, daß sein Patron die Kastanien aus dem Feuer geholt hätte, so wenig hatte er Lust, den kühnen Griff selber zu thun. Hätte er noch eine Anzahl gleichdenkender Amtsbrüder um sich her gehabt, so würde er vielleicht mit ihnen zusammen eine Partei gebildet und einen Sturm gewagt haben. Da er aber zur Zeit noch völlig allein stand, so hielt er es für das gerathenste, sein Gewissen vorläufig zur Ruhe zu verweisen.

Der Junker machte sich nun einen Plan, wie er die Gemächer des Schlosses wolle einrichten lassen. Nach wenigen Tagen kam er mit Handwerksleuten wieder, und brachte nun mehrere Wochen auf dem Schlosse zu. Mit dem Pfarrer blieb er in ungestörtem Vernehmen. Ja derselbe ging ihm zuweilen mit praktischen Rathschlägen an die Hand und zeigte einen ganz guten Geschmack.

Inhalt.

Seite

Eine Rheinreise im sechszehnten Jahrhundert 1
Ein Student 22
Innere Kämpfe und ein großer Mann 40
Ein langweiliges Kapitel, das der Leser zu überschlagen ersucht wird 53
Sorgen 83
Eine Fischerhütte 108
Eine Verlobung 119
Eröffnungen ohne Erfolg 140
Zwischenzeiten 164

Ebrard, Johann Heinrich August,

Einer ist euer Meister ein historischer Roman aus dem sechszehnten Jahrhundert

Bd.: 1

Frankfurt am Main 1856